

Die Möglichkeiten des Spatens in der mittelalterlichen Städteforschung der Schweiz

Autor(en): **Ammann, Hektor**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **23 (1943)**

Heft 1

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-75014>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Möglichkeiten des Spatens in der mittelalterlichen Städteforschung der Schweiz.

I. Allgemeines.

Von *Hektor Ammann*.

Seit einem Jahrhundert hat die Erschließung der schriftlichen Quellen zur Geschichte des Mittelalters in unserem Lande sehr große Fortschritte gemacht. Die Archive sind heute im allgemeinen geordnet und durchforscht; das gilt vor allem für die wichtigen Staatsarchive, während in den Gemeindefarchiven und im Privatbesitz noch unerschlossene Quellenbestände ruhen mögen. Für das Mittelalter werden sie aber kaum mehr Wesentliches bieten können. Sehr weite Quellenbestände sind auch in den großen Urkundenveröffentlichungen durch den Druck für die Forschung in bequemer Weise bereit gestellt worden. So kann man heute sagen, daß die mittelalterlichen Quellen unseres Landes bekannt sind. Das gilt wenigstens für die deutsche Schweiz. In der welschen Schweiz dagegen ist diese Entwicklung noch nicht so weit fortgeschritten. Hier sind vor allem in den Kantonen Freiburg, Waadt und Wallis noch Entdeckungen möglich. Dahinter aber stehen erst noch die großen, weithin unerschlossenen Schätze des savoyischen Archives in Turin.

Was so von der Kenntnis der Quellen zur mittelalterlichen Geschichte im allgemeinen gilt, das trifft auch für die Unterlagen der Geschichte des mittelalterlichen Städtewesens zu. Sie sind im allgemeinen durchforscht und weitgehend veröffentlicht, so daß grundlegende neue Aufschlüsse durch neu zu erschließende Quellen kaum mehr zu erwarten sind. Die Städteforschung wird sich also in Zukunft in erster Linie mit der restlosen Heranziehung und vor allem der planmäßigen Aufarbeitung bekannter Quellen abgeben müssen. Sie wird dadurch zweifellos manche Neuauf-

schlüsse gewinnen können, sie wird aber doch auf weiten Strecken nicht mehr wesentlich weiter kommen, als wir heute sind, und weite Lücken in unserer Kenntnis aus Mangel an genügendem Quellenstoff überhaupt nicht in befriedigender Weise schließen können.

Bei diesem durch das Versagen schriftlicher Zeugnisse unabweichlich auferlegten Sachverhalt sieht sich die Städteforschung mehr und mehr gezwungen, nach anderweitigen Aufschlüssen zu suchen. Vor allem gilt dies für die Frühzeit des Städtewesens bis zur großen Gründungswelle des 12. und 13. Jahrhunderts und dann auch für diese Zeit der Städtegründungen selbst. Es ist ja immer wieder erstaunlich, daß derart wichtige Vorgänge, wie sie die Schaffung neuer Städte nach vorausbestimmtem Plan darstellen, so wenig schriftlichen Niederschlag gefunden oder doch bis zum heutigen Tage hinterlassen haben. Und darüber wird aus schriftlichen Quellen kaum mehr vieles zu erhoffen sein. Noch ausgesprochener gilt das für die Frühgeschichte der Städte, wo nur noch ausnahmsweise einmal neue Quellenfunde etwas Licht auf die so überaus dunkle und in vielen wesentlichen Punkten völlig unsichere Entwicklung werfen werden.

Woher ist in dieser Zwangslage jedoch eine Hilfe zu erwarten? In einem gewissen Ausmaße dürfte das von der Münzkunde zu erhoffen sein, soweit die wirtschaftliche Seite des Städtewesens in Frage kommt, dann auch von der Kunstgeschichte. Im übrigen aber wird sich die mittelalterliche Forschung nach der Arbeitsweise auf andern Forschungsgebieten umsehen müssen, wo die Quellenlage noch erheblich ungünstiger ist als im eigenen Bezirk. Das gilt nun aber in ganz ausgesprochenem Maße von dem Nachbar nach rückwärts, der Urgeschichte. Diese hat in unsern Gegenden für ihren ganzen Forschungsbereich von den Anfängen der menschlichen Siedlung auf unserm Boden bis hinein ins Frühmittelalter in der Regel ganz oder fast ganz ohne schriftliche Quellen auszukommen. Sie ist darauf angewiesen, die Erkenntnisse dem Boden abzurufen. Die Spatenarbeit ist denn auch der Kern ihrer Arbeitsweise. Von unscheinbaren Anfängen ausgehend hat sie durch die Verwendung der planmäßigen Grabung im Verlauf von wenigen Jahrzehnten eine ganz erstaunliche Ent-

wicklung genommen. Ihre Arbeitsweise hat sich ständig verfeinert, ist planmäßiger und sorgfältiger geworden und hat damit immer ausgedehntere und vor allem sicherere Ergebnisse erzielt. Es ist so für die Gebiete nördlich der Alpen gelungen, die Grenzen unserer Erkenntnis gewaltig nach rückwärts zurückzudrängen und für weite bisher gänzlich dunkle Zeiträume manchmal schon ziemlich fest umrissene Bilder zu gewinnen.

Das gilt u. a. auch von dem Frühmittelalter, wo die spärlichen und ungleich verteilten schriftlichen Zeugnisse in immer ausgehnterem Maße durch die Bodenforschung ergänzt und auch berichtigt werden. Hier haben sich die Geschichte mit ihrer Auswertung schriftlicher Quellen und die Urgeschichte mit ihrer Arbeit des Spatens getroffen und durch die Vereinigung ihrer Kräfte bereits eine ansehnliche Erweiterung und Festigung unserer Kenntnis dieses ebenso dunkeln wie wichtigen Zeitraumes erreicht.

Warum soll es aber dabei sein Bewenden haben? Zweifellos läßt sich doch die Arbeitsweise der Urgeschichte auch in den dunkeln Zeiten und Strecken der Geschichte des Hoch- und Spätmittelalters verwenden. Es werden sich dadurch zum wenigsten viel festere Unterlagen für die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte gewinnen lassen. Tatsächlich ist denn auch diese neue Entwicklung der mittelalterlichen Forschung bereits im vollen Gange. Und schon hat es sich gezeigt, daß auf diesem Weg über den Bereich der Siedlungsgeschichte, sowie der Kenntnis von Kultur- und Wirtschaftsleben hinaus auch für die Klärung der politischen Vorgänge manches zu erreichen ist. Ich verweise da besonders auf die Ergebnisse der Untersuchungen an verschiedenen deutschen Kaiserpfalzen des Mittelalters. Es ist also zu erwarten, daß die Historische Forschung für die Durchdringung des Mittelalters in steigendem Maße und mit immer besserem Erfolg die heute so verfeinerte und gesicherte Arbeitsweise der Urgeschichte zur Anwendung bringen wird. Das gilt für den Gesamtbereich der Geschichte des Mittelalters, besonders aber für die Gebiete der Geschichte der Städte und des Adels. Von dem letzteren, oder genauer der Burgenforschung soll in einer folgenden Zusammenfassung ausführlich die Rede sein. Jetzt möchte ich mich einmal

mit den Möglichkeiten beschäftigen, die die Geschichte des mittellichen Städtewesens hier findet.

Die Städteforschung kann von dieser Entwicklung sicher in ganz besonderem Maße Nutzen ziehen. Der Boden der alten Städte enthält ja die Zeugnisse früherer Zeiten in reichem Ausmaße. Für Grabungen ergeben sich aus der genauen Kenntnis der in Betracht kommenden Plätze erhebliche Erleichterungen. Allerdings kommt auf der andern Seite dafür eine Erschwerung durch die weitgehende Überbauung des städtischen Bodens und durch die vielfache Störung des Befundes im Boden im Lauf einer viele Jahrhunderte dauernden Entwicklung. Trotzdem wird die heutige Grabungstechnik mit ihrer Beachtung des gesamten Fundmaterials bis hinunter zu unscheinbaren Kleinigkeiten, durch die Beobachtung der Schichten, durch die Kenntnis der Verwitterungserscheinungen der verschiedenen Baustoffe, durch die genaue Aufnahme aller auf den ersten Blick noch so unbedeutenden Einzelheiten und durch den Einsatz der Photographie wesentliche Aufschlüsse bringen können. Der Beweis dafür ist an vielen Stellen bereits geleistet und er wird heute immer von neuem in stets rascher werdender Folge weiter geleistet.

Vor allem drei Gebiete der Stadtgeschichte können grundlegende neue Erkenntnisse von dem Einsatz des Spatens erhoffen. Das ist einmal die Frühgeschichte der Städte vor dem Einsetzen der großen Gründungswelle im 12. Jahrhundert. Hier sind unsere Kenntnisse besonders dürftig und vielfach völlig unsicher. Die Bodenforschung kann durch die Feststellung der Besiedlung in den verschiedenen Zeiträumen und durch die Untersuchung der Ausdehnung des Siedlungsraumes und der Gestaltung der Siedlung mit ihren Kirchen und Befestigungen völlig neue Wege weisen.

In zweiter Linie kann von der Bodenforschung die Kenntnis der großen Gründungswelle unserer Städte vom 12. bis zum 14. Jahrhundert sehr vieles gewinnen. Leider ist ja unser Wissen über diesen ganz einzigartigen, unser Land von Grund aus und mit Wirkung bis zum heutigen Tage umgestaltenden Vorgang noch sehr lückenhaft und vielfach gestaltlos. Von den gegen 150 Gründungsstädten unseres Landes z. B. ist nur bei den wenigsten der

genaue Vorgang ihrer Gründung und die genaue Zeit dieses Ereignisses bekannt. Hier kann die Bodenforschung einsetzen und feststellen, ob man es mit Gründungen auf vorher unbesiedeltem Boden zu tun hat oder nicht. Sie kann den Umfang der ersten Gründung untersuchen und an Hand der Funde auch die Gründungszeit näher zu bestimmen suchen. Ganz besonders günstig liegen die Aussichten der Bodenforschung bei den untergegangenen Städten, deren einstiger Raum heute unbebaut oder doch wenig besiedelt ist. Hier kann der Spaten voll zu seinem Rechte kommen und uns gerade in den Fällen eingehende Auskunft geben, wo gewöhnlich die schriftlichen Quellen besonders versagen. Und die Zahl der untergegangenen Städte auf Schweizerboden ist gar nicht gering, sondern im Gegenteil recht erheblich. Wir wissen von ihnen wenig, vielfach beinahe nichts. Und doch gehört auch ihr Schicksal während der Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte ihres Bestandes in das Bild der Entwicklung unseres Landes.

In dritter Linie vermag die Bodenforschung auch für die spätere Städtegeschichte bei der Feststellung der räumlichen Entwicklung und damit bei der Kenntnis der allgemeinen Zustände der Städte sehr viel mithelfen. Sie kann auch das Bild der städtischen Kultur durch die Funde reicher und lebendiger gestalten.

Mit alledem aber eröffnen sich für die Städteforschung ungeahnte Möglichkeiten, die es nun richtig auszunutzen gilt. In der Schweiz ist nach dieser Richtung gerade in der jüngsten Zeit mancherlei geschehen. Es sind dabei bereits so bedeutsame Ergebnisse erreicht worden, daß sie es verdienen, hineingestellt in den großen Zusammenhang gewürdigt zu werden.

Der Hauptzweck dieser Ausführungen ist jedoch der, die eigentliche Geschichtsforschung auf die großen Möglichkeiten hinzuweisen, die sich für uns aus der Zusammenarbeit mit der Urgeschichte und aus der Verwendung der Arbeitsweise der Urgeschichte ergeben. In der Geschichte jeder einzelnen Stadt gibt es eine Menge von Fragen, auf die allein der Boden vielleicht eine Antwort geben kann, wenn man ihn entsprechend durchforscht. Es gilt deshalb, alle zufälligen Bauarbeiten, Straßenarbeiten, vor allem auch die Verlegung von Leitungen usw. genau zu verfolgen und nötigenfalls zu weitem Nachforschungen zu benutzen. Es

gilt aber auch, sich für die Zukunft vorzusehen. Die heutige Knappheit an Arbeitskräften wird sich vielleicht bald ändern und es werden ja überall schon Programme für künftige Notstandsarbeiten aufgestellt. Da können recht gut auch derartige Arbeiten für die Erforschung der Stadtgeschichte eine Unterkunft finden, wenn man sich über die zu lösenden Fragen und die Möglichkeiten einer Lösung rechtzeitig klar geworden ist.

* * *

Nun zu den Ergebnissen bisheriger Forschung dieser Art: Die stadtgeschichtlich und auch landesgeschichtlich wichtigste Arbeit ist bisher zweifellos die große Grabung von Dr. Emil Vogt auf dem Lindenhof in Zürich gewesen, die im Jahre 1937 durchgeführt worden ist. Einen vorläufigen Bericht über den Gang und die Ergebnisse der Grabung findet man im Jahresbericht des Landesmuseums für 1937. Eine ausführlichere Rechenschaft wird hoffentlich bald einmal erfolgen. Ihr soll hier in keiner Weise vorgegriffen werden, sondern es soll nur kurz die Art und die Bedeutung dieser Arbeit erörtert werden.

Die Frage, die sich historisch stellte, war folgende: Die Frühgeschichte Zürichs ist ebenso dunkel wie in fast allen frühen und wichtigen Städten. Man weiß, daß Zürich in römischer Zeit eine gewisse Rolle gespielt und auch ein Kastell besessen hat. Man weiß ferner, daß uns Zürich nach einer völligen Stille von Jahrhunderten während der Merowingerzeit erst von Karl dem Großen an wieder als ein Platz von einer gewissen Bedeutung begegnet. Großmünster und Fraumünster entstehen, Zürich wird auch Münzstätte. In der Kaiserzeit tritt dann Zürich schon sehr stark hervor. Es scheint der Hauptstützpunkt der Herzöge von Schwaben in unserm Land gewesen zu sein, wie vor allem ihre zu Zürich geprägten Münzen belegen. Es hat eine kaiserliche Pfalz besessen und auch wirtschaftlich eine zunehmende Rolle gespielt. Im 12. Jahrhundert begegnet uns dann Zürich als voll entwickelte Stadt. Während bisher alles nur in schwachen Umrissen erkennbar war und eigentlich nur einige wenige feste Punkte zur Schaffung eines allgemeinen Bildes dienen mußten, wird jetzt die Entwicklung wenigstens in den Grundzügen klar. Es ist selbstverständlich,

daß der Wunsch vorhanden sein mußte, wenn irgend möglich gerade über die dunkle Zeit zwischen dem Ausgange der Römer und dem 12. Jahrhundert, wo uns Zürich plötzlich in der führenden Rolle in der Schweiz entgegentritt, Näheres zu erfahren. Aufschlüsse aber schien vor allem die Stätte der alten Pfalz auf der beherrschenden Höhe des Lindenhofes am linken Limmatufer zu versprechen, die ja glücklicherweise bis auf ein kleines Stück am Südrande (heutige Freimaurerloge) unüberbaut geblieben ist. Auch über diese Pfalz und ihre Bedeutung gingen übrigens die Meinungen der Wissenschaft noch auseinander.

Die Möglichkeit zur Durchführung einer großen Untersuchung, die ausschließlich der Klärung geschichtlicher Fragen gewidmet war, bot die Arbeitslosigkeit der letzten Vorkriegsjahre. Ihr hat der schweizerische «Archäologische Arbeitsdienst», gestützt auf die ermutigenden Erfahrungen der großen Ausgrabungen im Aargau mit jugendlichen Arbeitslosen (Horn-Tierstein 1935), seine Schaffung zu verdanken. Er ist dann in allen Teilen der Schweiz bei der Klärung wissenschaftlich wichtiger Fragen tätig gewesen. Er hat auch in Zürich die Durchführung der Grabung auf dem Lindenhof ermöglicht. Arbeitslose haben die Grabung ausgeführt und aus den Mitteln der Arbeitslosenfürsorge sowie freiwilligen Beiträgen sind die Kosten gedeckt worden. Als Leiter stand der urgeschichtliche Fachmann des Landesmuseums, eben Emil Vogt, zur Verfügung, der bereits durch große urgeschichtliche Grabungen, wie die an der Sissacher Fluh, hervorgetreten war und sich reiche Erfahrungen gesammelt hatte. So konnte die Grabung völlig nach der bewährten Arbeitsmethode der Urgeschichte durchgeführt werden.

Das Ergebnis ist kurz zusammengefaßt folgendes: Aus vorrömischer Zeit hat sich auf dem Lindenhof gar nichts vorgefunden. Das römische Kastell auf dem Lindenhof ist in allen Einzelheiten, die z. T. von den bisherigen Auffassungen erheblich abweichen, festgestellt worden. Aus der Merowingerzeit hat sich nichts sicheres ergeben. Aus der Karolingerzeit ist innerhalb der römischen Kastellmauern ein großes Pfalzgebäude festgestellt worden. Aus der Kaiserzeit sind ebenfalls umfangreiche Bauten einer richtigen Pfalz mit Kapelle aufgedeckt worden, die mehrere Umbauten

erlebt und dabei den römischen Bereich teilweise gesprengt hat. Einzelfunde von kulturgeschichtlichem und kunstgeschichtlichem Interesse sind in nicht unerheblicher Zahl geborgen worden.

Das stadtgeschichtliche Ergebnis der Grabung ist demnach etwa folgendes: Es bestätigt sich, daß der militärisch wichtigste Punkt Zürichs nach der Römerzeit erst wieder in der Karolingerzeit richtig ausgenutzt worden ist. Die karolingische Pfalz ist jedoch bereits von einer solchen Ausdehnung, daß Zürich damals eine ansehnliche Bedeutung gehabt haben muß. Diese Bedeutung muß in der Kaiserzeit in erhöhtem Maße bestanden haben, wie die umfangreichen Bauten beweisen. Daß die Pfalz auf dem Lindenhof der Schwerpunkt des frühmittelalterlichen Zürichs war, steht ebenfalls zweifelsfrei fest. Die Grabung hat damit das aus den schriftlichen Quellen, aus der Kunstgeschichte, aus den Münzfunden usw. gewonnene Bild des frühmittelalterlichen Zürich bestätigt und erheblich gesichert: Zürich ist von der Karolingerzeit weg ein bedeutsamer Platz geworden und ist bereits in der Kaiserzeit politisch und wirtschaftlich der wichtigste Punkt des schweizerischen Mittellandes, die früheste « Stadt » dieses Bereiches gewesen. Es hat schon in der Kaiserzeit jene überragende Bedeutung für weite Teile der Schweiz erlangt, die es dann bis zum heutigen Tage nicht mehr verloren hat. Das ist ein nicht nur stadtgeschichtlich, sondern auch landesgeschichtlich bedeutsames Ergebnis.

Der große Erfolg der Grabung von Dr. Vogt auf dem Zürcher Lindenhof sollte dazu anregen, auf diesem Wege weiter zu gehen. Die frühen Städte unseres Landes bieten dazu Möglichkeiten in Fülle, ja sie fordern geradezu zu einer solchen Klärung ihres Schicksals auf. Die Feststellung der frühmittelalterlichen Besiedlung, die genaue Festlegung der ersten Befestigungen, die richtige Erkenntnis des zeitlichen und räumlichen Fortschrittes der städtischen Siedlung und Befestigung während der Jahrhunderte des späten Mittelalters sind überall wichtig. Das gilt für Zürich selbst, das ja offenbar schrittweise zu dem im Spätmittelalter erkennbaren Umfange angewachsen ist. Das gilt für C h u r, wo die erste Stadtbefestigung außerhalb der bischöflichen Civitas (Hof) noch zu suchen ist. Das gilt für die frühmittelalterlichen Marktsiedlungen

von Schaffhausen, St. Gallen, Solothurn, deren Ausdehnung ebenso wenig genau und sicher bekannt ist wie der Verlauf der ersten Befestigungen. Überall ist weiter ebenfalls die schrittweise Vergrößerung der Stadt noch festzustellen. Voll von derartigen Fragen ist auch die alte Bischofsstadt Basel, obgleich hier schon mancherlei geschehen ist. Der Münsterhügel, das ursprüngliche Römerkastell, hat sicher für das Frühmittelalter noch vieles zu verraten. Der wirkliche Verlauf der ersten Stadtmauer Bischof Burkhardts von 1080 ist noch sicher nachzuweisen und dabei bleibt außerdem die Frage offen, ob nicht dieser Stadtmauer des 11. Jahrhunderts irgend eine frühere, engere Befestigung der langsam wachsenden bürgerlichen Siedlung im Birsigtal vorausgegangen ist. An andern Stellen wie z. B. in Stein a. Rh. und in Rheinau handelt es sich darum, festzustellen, ob wirklich eine frühmittelalterliche Marktsiedlung, die sich an das betreffende Kloster anlehnte, überhaupt vorhanden war, wie es im ersten Falle eine einigermaßen zweifelhafte Überlieferung, im zweiten Falle mancherlei Anzeichen baugeschichtlicher Art vermuten lassen. Man sieht, an Aufgaben ist kein Mangel!

Was hier für den Bereich der deutschen Schweiz ausgeführt worden ist, gilt ebenso für die romanischen Landesteile. In Genf haben wir das beste Beispiel dafür, was nicht durch große Einzelgrabungen, sondern vor allem durch die zielbewußte und unermüdliche Ausnützung jedes einzelnen an und für sich vielleicht unbedeutenden Aufschlusses im Lauf der Jahre zusammengebracht werden kann. Der Genfer Kantonsarchäologe Louis Blondel hat seit mehr als drei Jahrzehnten diese Aufgabe mit unermüdlicher Geduld und großem Spürsinn verfolgt. Er ist freilich ein Mann, der sich sehr stark in der Urgeschichte betätigt hat und ganz von selbst seine dortigen Erfahrungen auch auf die mittelalterliche Stadtgeschichte angewendet hat. Er ist damit im Laufe der Zeit zu einem völlig neuen, sehr sichern Bild der Entwicklung Genfs von der Keltzeit bis zum Spätmittelalter gelangt. Wer von seiner unermüdlichen Kleinarbeit und damit von der sichern Grundlage seines großen Gesamtbildes eine Anschauung gewinnen will, der greife zu der langen Reihe seiner Berichte und Aufsätze in der « Genava » (seit 1923). Er wird bald sehen, welch erstaunliches

Maß an Arbeit aufgewendet worden ist, aber auch erkennen, wie wertvoll und glücklich das Ergebnis ist. Dieses Ergebnis haben übrigens weitere Kreise in der großen Genfer Jubiläumsausstellung des letzten Jahres auf eindrucksvollen Plänen kennen lernen können.

Was hier in Genf getan worden ist, bleibt für *Lausanne* und *Sitten*, die beiden andern alten Bischofstädte der Westschweiz, noch völlig zu tun. An beiden Orten handelt es sich darum, wichtige Teile unserer frühmittelalterlichen Geschichte weiter oder auch neu aufzuklären. In *Lausanne*, das eine bedeutsame Stellung eingenommen hat, sind dazu durch die bisherige Untersuchung der schriftlichen Quellen durch *Maxime Reymond* und andere bedeutsame Grundlagen geschaffen, in *Sitten* ist der Boden noch durchaus unbearbeitet.

Eine ansehnliche Stellung haben die beiden alten Marktorde und frühen Städte *St-Maurice* und *Orbe* besessen. Wann hat sich aber im Unterwallis aus der Klostersiedlung und dem Rastpunkte des internationalen Alpenverkehrs die Stadt gebildet? Wann ist in *Orbe* aus dem burgundischen Königshof und dem Adelssitz des Frühmittelalters am Ausgang des begangenen Jura-passes die Stadt erwachsen? Für die Beantwortung dieser Fragen reichen heute unsere Quellen nicht aus; ob Urkunden noch Aufklärung bringen werden, ist für *Orbe* nicht wahrscheinlich, für *St-Maurice* allerdings nicht unmöglich.

Für die Städte *Avenches*, *Payerne* und *Moudon*, die wir im 12. Jahrhundert einigermaßen fassen können, fehlen uns alle sichern Angaben über ihre Anfänge. Ist *Payerne* ein frühmittelalterlicher Klostermarkt gewesen? Ist *Avenches* wirklich als Stadt schon im 11. Jahrhundert von den Bischöfen von *Lausanne* angelegt worden oder bloß als Burg? Ist *Moudon* in seinen ältesten Teilen in die vorzähringische Zeit zurückzuführen? So hat auch die Westschweiz der Fragen und Aufgaben genug, denen mit der Auswertung der schriftlichen Quellen allein nicht beizukommen ist. Hier kann sicher nur noch der Boden Aufklärung bringen.

Neben die große Zürcher Grabung von so weittragender Bedeutung für die Frühgeschichte unserer Städte und die Landesgeschichte möchte ich nun ein Beispiel einer Grabung stellen, die mit denkbar einfachen Mitteln ein Stück Stadtgeschichte der Gründungszeit des 13. Jahrhunderts aufgeklärt hat. Es handelt sich um die Untersuchung des regensbergischen Städtchens G l a n z e n b e r g an der Limmat durch K. Heid, Postbeamter in Dietikon. Hier hat man es mit einer völlig untergegangenen Stadt zu tun, die nur wenige Jahrzehnte bestanden hat und über die man fast nichts weiß. Die Regensberger haben im 13. Jahrhundert ihre Stellung an der Limmat zunächst durch die Anlage einer Burg auf beherrschender Höhe über dem Fluß nach altgewohnter Weise zu sichern gesucht, dann haben sie — jedenfalls kurz vor der Mitte des Jahrhunderts — die nun üblich gewordene Verstärkung einer so wichtigen Stellung durch die Gründung einer Stadt vorgenommen. Diese sollte ihnen einen eigenen, von Zürich unabhängigen Übergangspunkt über die Limmat verschaffen und konnte natürlich zugleich den ganzen Limmatverkehr sperren. Zürich hat die hier drohende Gefährdung natürlich sofort erkannt, zunächst 1257 den Brückenbau durch Abmachungen mit den Herren des linken Limmatufers, den Herren von Schönenwerd, unmöglich zu machen gesucht und dann wenige Jahre darauf 1268 mit Hilfe von Graf Rudolf von Habsburg Burg und Stadt Glanzenberg kurzerhand, aber gründlich zerstört. Beide sind von den bereits in raschem Niedergang befindlichen Herren von Regensberg nicht mehr aufgebaut worden.

Wir haben es hier also mit einer aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen angelegten neuen Stadt aus der Blütezeit der Städtegründungen zu tun. Eine andere Siedlung ist offenbar hier nicht voraus gegangen, wie die Zugehörigkeit des Ortes zur Pfarrkirche von Weiningen und die Benennung nach der Burg beweisen. Die Regensberger haben demnach hier eine völlige Neugründung auf freiem Feld vorgenommen. Da die Stadt wohl höchstens drei Jahrzehnte bestanden hat und da nach der Zerstörung von 1268 das Stadtgebiet bis heute kaum mehr überbaut worden ist, so besteht hier die Möglichkeit, die Anfänge einer Gründungsstadt in allen Einzelheiten festzustellen.

Von Glanzenberg hat man in den ganzen sieben Jahrhunderten seit seinem Untergang immer etwas gewußt. Auf Wettinger Plänen des 17. Jahrhunderts wie auf neuen Plänen des 19. Jahrhunderts findet man Burg und Stadt eingezeichnet. Wirklich Genaues hat man aber über Glanzenberg nie festgestellt, wie sich jetzt ergeben hat. Dann nahm sich 1937—1940 K. Heid aus eigenem Entschluß dieser Frage an und hat sie mit eigenen Mitteln fast ohne jede Unterstützung gelöst. Er war dazu durch die Ausgrabung der Ruine Schönenwerd und die Leitung der von der Aarg. Historischen Gesellschaft mit Arbeitslosen durchgeführten Ausgrabung der zwei Burgen auf dem Hasenberg, Kindhausen und Hasenburg, gut vorbereitet¹. Wie er seine Arbeit durchgeführt hat, schildert er selbst in dem meinem Aufsätze angeschlossenen Bericht.

Hier sei nur festgehalten, daß eine sehr einfache Grabung, die sich aber auf gute Erfahrung stützen konnte und die wohl überlegt und sorgfältig vorging, ein bemerkenswertes Ergebnis gezeitigt hat. Heid hat festgestellt, daß die Burg Glanzenberg nach 1268 offenbar nicht mehr bewohnt wurde. Im Städtchen dagegen fanden sich allerlei Gegenstände, die die Besiedlung eines kleinen Teils des Stadtgebiets bis ins 14. Jahrhundert hinein belegen. Auch Glanzenberg hat sich also nicht auf einmal völlig zerstören lassen, sondern hat noch einige Zeit weiter vegetiert, ohne sich freilich erholen zu können. Im übrigen ist es Heid gelungen, den Grundriß und die Einzelheiten der Befestigung und Besiedlung nachzuweisen. Es hat sich ergeben, daß der Ausbau dieser Siedlung längst nicht zu Ende geführt worden ist, sondern daß trotz des kleinen Umfanges nur ein Teil der Hausplätze verwendet worden sind. Dazu kam eine eigene Kapelle. Man kann sich nun nach diesem Befund von Glanzenberg eine genaue Vorstellung von der Entwicklung der neu angelegten kleinen Städte in unserem Lande machen. Darin sehe ich ein allgemein bedeutsames Ergebnis der Untersuchung K. Heids in Glanzenberg. Die Kleinfunde, die sich hier so genau zeitlich einreihen lassen, dürften für kommende Grabungen willkommene Anhaltspunkte zur Datierung bieten.

¹ K. Heid: Die Burg Schönenwerd bei Dietikon. Dietikon 1932. — Argovia 49 und 50 (1938, bzw. 1940).

Hat die Unternehmungslust eines Einzelnen bei Glanzenberg ein für die Forschung so bemerkenswertes Ergebnis gehabt, so ist ebenfalls im Kanton Zürich eine ähnlich günstige Gelegenheit unwiderruflich verpaßt worden. Es handelt sich um das Städtchen *M a s c h w a n d e n* im äußersten Südwestzipfel des Kantons. Hier hatten auf einem beherrschend über der weiten Lorzeniederung gelegenen Hügel die Freiherren von Eschenbach im 13. Jahrhundert ein Städtchen neben einem alten Dorf neu angelegt. 1309 ist es dann von den Habsburgern in der Blutrachefehde nach der Ermordung König Albrechts völlig zerstört worden. Der Stadtplatz ist verlassen worden, während das Pfarrdorf Maschwanden weiter bestand. Hier lag also eine ähnlich verlockende Möglichkeit vor wie bei Glanzenberg: Ein Gründungsstädtchen des 13. Jahrhunderts konnte unberührt noch erforscht werden. Leider bestand jedoch der Stadthügel aus Kies und ist so in den letzten Jahrzehnten durch eine Kiesgrube sozusagen völlig abgetragen worden. Damit ist das Städtchen Maschwanden unwiderruflich verschwunden. Man hat nun leider die Gelegenheit nicht benützt, die durchaus vorhanden war, dabei die Befestigungen und die Besiedlung des Stadthügels wenigstens aufzunehmen und die Kulturschicht nach Funden zu durchgehen. Erst im allerletzten Augenblick hat Staatsarchivar Dr. Largiadèr als Präsident der Antiquarischen Gesellschaft noch eingreifen können. So hat man wenigstens einen gewissen Fundbestand gerettet, wenn auch das Siedlungsbild nicht näher bekannt ist.

Man ist vielleicht geneigt, derartige Fälle als ganz vereinzelte, außergewöhnlich günstige Möglichkeiten zur Gewinnung von neuen Einblicken in die Städtegründungszeit anzusehen. Das ist aber gar nicht so; es sind im Gegenteil noch viele solche Möglichkeiten durchaus gegeben. Gänzlich verlassen ist der Platz der habsburgischen Gegenründung *S c h w a r z e n b a c h* gegen die Stadt *W i l d e r* Äbte von St. Gallen. Auch sie hat nur kurze Zeit bestanden. Heute ist noch das Schloß Schwarzenbach vorhanden, der Stadtgrund aber liegt frei, so weit er nicht durch die neue Landstraße des 19. Jahrhunderts abgegraben worden ist.

Schwieriger liegen die Dinge bei *W e e s e n*. Auch hier ist die Stadt nach der Zerstörung durch die Glarner im Anschluß an

die Mordnacht von Weesen und die Schlacht bei Näfels am alten Orte nicht mehr aufgebaut worden. Ein ziemlich ansehnliches Gemeinwesen ist so nach einem Bestand von über einem Jahrhundert verschwunden und wir besitzen von ihm gar keine genauere Vorstellung. Hier ist aber der alte Boden im Winkel zwischen See und Fluß in der Neuzeit stark überbaut worden, ohne daß man auf die Zeugen einer frühern Zeit stark geachtet hätte².

Im Kanton Thurgau ist das Städtchen T a n n e g g, oberhalb Sirnach auf einer steilen Höhe gelegen, gänzlich abgegangen. Von dieser nie bedeutenden Anlage der Bischöfe von Konstanz können wir uns keine rechte Vorstellung machen. Der abgelegene Hügel enthält aber unter dem Waldboden zweifellos die Antworten auf unsere Fragen.

In der Innerschweiz wäre in dem Städtchen E s c h e n b a c h an der Reuß, das die gleichen Schicksale wie Maschwanden durchgemacht hat, mancherlei aufzudecken. Wir wissen ja von dieser Gründung der Eschenbacher gar nichts; nur der Platz der Stadt ist einigermaßen bekannt. Da er nicht überbaut ist, liegen auch hier die Verhältnisse ziemlich günstig. In M e g g e n h o r n am Vierwaldstättersee muß einmal der Ansatz zu einer habsburgischen Stadt gewesen sein; auch von ihr wissen wir nichts.

Im Westteil der deutschen Schweiz stoßen wir auf eine ganze Anzahl gänzlich verlassener Städte. Da haben wir im Kanton Solothurn die frohburgische Anlage F r i d a u an der Aare gegenüber Murgenthal. Dann die straßbergische Gründung A l t r e u an der Aare südlich Grenchen. Beide Städte sind nach längerem Bestand zu Ende des 14. Jahrhunderts beim Guglereinfall zu Grunde gegangen. Altreu kann übrigens nicht ganz unbedeutend gewesen sein, während Fridau sehr klein war. An beiden Orten ist durch die Besiedlung der Neuzeit noch nicht viel verdorben, aber die Gefahr rückt immer näher. Beide Städte würden zweifellos nach einer gründlichen Ausgrabung lebendig vor uns stehen, während wir jetzt kaum ihren Umriß kennen. Es ist deshalb zu hoffen, daß die bei Kriegsausbruch bereits vor der Verwirklichung gestandenen Pläne des Solothurner Arbeitsdienstes zu größern Aus-

² Legler: Ambühl in Schneisigen und Alt-Weesen. Glarus 1888. 26 ff.

grabungen an beiden Orten in günstigerer Zeit doch noch zur Verwirklichung gelangen und dann auch richtig durchgeführt werden. Bei dem Städtchen Falkenstein in der Klus liegen die Dinge schwieriger, da die Besiedlung der Neuzeit hier wohl das meiste zerstört hat und eine genauere Erkenntnis verbaut.

Im Kanton Bern weiß man gar nichts von der Lage und dem Aussehen des torbergischen Städtchens Kirchberg unterhalb Burgdorf an der Emme. Vielleicht wäre hier auf dem beherrschenden Kirchhügel, der wenig überbaut ist, noch etwas festzustellen. Völlig frei liegt dagegen der Stadtplatz in Uttigen auf dem linken Aareufer unterhalb Thun, wo man zwar heute noch einen Teil der Befestigungen sieht, von der Beschaffenheit des Städtchens aber gar keinen Begriff hat. Der Felsklotz hoch über der Aare wird wohl die gewünschten Aufschlüsse einmal noch liefern.

Gänzlich verschwunden ist ferner das Städtchen Mülene am Ausgang des Frutigtales und zwar jedenfalls schon zu Ende des 14. oder ganz zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Es wird ein einziges Mal in der Chronik von Justinger als «stetli» erwähnt, sodaß man nicht einmal zweifelsfrei an seinen Bestand hat glauben können. Heute ist hier ja nur ein kleines Dorf vorhanden. Da hat nun der Zufall im Jahre 1941 bei Bauarbeiten es möglich gemacht, daß diese Frage geklärt werden konnte. Dem Bericht von A. Schaetzli, Architekt in Einigen³, ist darüber folgendes zu entnehmen: Burg und Städtchen Mülene sind zweifelsfrei festgelegt und einigermaßen erforscht worden. Sie bildeten zusammen mit einer weitem Letzi eine völlige Talsperre am engen Ausgang des Frutigtales. An eine Burg im gewöhnlichen Ausmaß und mit hergebrachter Anlage schloß sich eine Vorburg von verhältnismäßig sehr geringem Umfange an, eben das Städtchen. Leider hat die Grabung nur in bescheidenem Ausmaße durchgeführt werden können, sodaß eine Reihe von Fragen nicht entschieden werden konnten. Vor allem weiß man nichts über die Bebauung der Vorburg. Eines aber steht fest: Es gab ein Städtchen Mülene, das nach rein militärischen Gesichtspunkten angelegt war. Wirtschaftlich

³ Zeitschr. für Schweizer. Archäologie und Kunstgeschichte IV (1942), 21 ff.

konnte es in dieser Lage wenig oder nichts bedeuten und hat deshalb auch keine Schicksalsschläge überdauern können. So dankbar man nun für die vorgelegten Ergebnisse ist, so sehr muß man wünschen, daß auch hier einmal ganze Arbeit geleistet wird, die durchaus möglich erscheint.

Eine ganze Reihe von abgegangenen Städten trifft man an den natürlichen Verteidigungslinien des bernischen Mittellandes, den tief in die Molassefelsen eingeschnittenen Flußtälern. Am Aarelauf unterhalb Bern finden wir da in ganz ähnlicher Lage wie Bern selbst in einer Flußschlinge das Städtchen **Bremgarten**. Es ist auch nur aus Chroniken als städtische Siedlung belegt. Heute noch sieht man aber, daß hier für eine kleine Stadt eine gute Verteidigungslage und außerdem auch für einen Flußübergang eine günstige Gelegenheit gegeben war. Das Schloß schließt den engen Hals der Halbinsel ab und auf dieser selbst erhebt sich heute noch Kirche und Pfarrhaus der weit verzweigten Gemeinde Bremgarten. Was aber einmal darüber hinaus auf dem ansehnlichen freien Raum der Halbinsel an städtischer Siedlung vorhanden war, ist unbekannt. Es hat schon im Mittelalter der übermächtigen Stellung Berns weichen müssen; es wäre aber jedenfalls auch heute noch festzustellen, da ja der Boden des ehemaligen Städtchens nicht mehr überbaut worden ist.

Rätselhaft ist der Fall **Oltingen**. Diese wahrscheinlich zähringische Gründung hat bis ins 15. Jahrhundert hinein als Hauptort eines kiburgischen Amtes eine Rolle gespielt und heißt nach Urkunden aus dem Beginn des 15. Jahrhunderts, die ich erst neuerdings aufgefunden habe, immer noch oppidum oder Stadt. Es hat also hier sicher eine städtische Siedlung bestanden, die auch über eine Aarebrücke verfügte, von deren Lage und Beschaffenheit wir uns aber heute an Ort und Stelle keine Vorstellung machen können. Hier kann nur der Spaten Aufschluß bringen und wahrscheinlich einen höchst interessanten Aufschluß.

Ähnliches gilt von dem viel umkämpften Saaneübergang **Gümmenen**. In das gleiche zähringische Festungssystem wie Oltingen gehörig, ist es ebenfalls im Mittelalter schon als Stadt verschwunden. Das Schloß auf der Südseite des Taleinschnitts ist noch genau zu erkennen. Die städtische Anlage ist durchaus

unsicher. Wahrscheinlich wäre auch hier durch Grabungen der Verlauf der Befestigungen festzustellen, wenn auch eine größere Anzahl Häuser am vermutlichen alten Platz des Städtchens weitere Erkenntnisse verbauen. Von einem dritten zähringischen festen Punkte in diesen tief eingeschnittenen Tälern, Grasburg an der Sense, wissen wir besser Bescheid. Wir dürfen annehmen, daß das Städtchen sich einmal in dem engen Raum zwischen Vorburg und Hauptburg der mächtigen Feste auf ihrem unzugänglichen Felsen gepreßt hat.

Am Nordufer des Bielersees ist die älteste städtische Anlage, die Vorläuferin von Neuenstadt und Landeron, das alte Nugerol spurlos verschwunden. Wohl weiß man, daß sich diese Stadt der Grafen von Neuenburg etwa ein Kilometer westlich von Neuenstadt befunden haben muß. Was sich aber hier angelehnt an den alten Turm von Nugerol als nova villa inmitten der alten Talschaft Nugerol erhoben hat, das weiß man nicht. Der Boden ist heute gänzlich unbesiedelt, aber allerdings Reb Gelände. Vielleicht wird es einmal möglich sein, auch hier Nachschau zu halten.

Ganz hinten im Berner Jura am Nordfuß des alten Passes Repetsch (Les Rangiers) erhebt sich auf steilem Hügel über dem kleinen Dorf Asuel die Ruine der Hasenburg. Mit diesem Stammsitz der mächtigen Herren von Habsburg war ein Städtchen verbunden, das mit dem Ausgang des Mittelalters verschwunden ist. Wie es ausgesehen hat, zeigen heute noch die natürlichen Verhältnisse. Genaueres könnten auch hier nur Ausgrabungen ergeben.

Man sieht, daß es allein in der östlichen und mittleren Schweiz heute mehr als anderthalb Dutzend gänzlich verschwundener mittelalterlicher Städte gibt, über die wir zum größten Teil gar nichts wissen, als daß sie kürzere oder längere Zeit bestanden haben. Und nicht anders steht es in der welschen Schweiz. Da haben wir im äußersten Westzipfel des Kantons Genf das gänzlich verschwundene Städtchen Epeisses, dessen früherer Siedlungsraum heute, abgesehen von den paar Häusern des Dörfchens gleichen Namens, sich frei über der Rhone erhebt. Gänzlich verschwunden ist auch das bischöfliche Städtchen Jussy, südostwärts von Genf gelegen.

Im Westteil des Kantons Waadt liegt an alt begangener Paßstraße zu Füßen der Dôle heute der Kurort St-Cergue. Wer hat eine Ahnung davon, daß hier auf dem Plateau östlich der Ruine des Schlosses einst die Stadt St-Cergue lag? Der jetzt freie Siedlungsraum kann zweifellos auch hier manches über diese noch im Mittelalter zu Grunde gegangenen Städtegründung verraten. Gänzlich unbekannt ist weiter die Gestaltung des Städtchens Mont neben der Burg auf einem Vorsprung hoch über dem später entstandenen Rolle gelegen. Am Seeufer eng verbunden mit dem viel besuchten gewaltigen Schloß Chillon lag bis ins 15. Jahrhundert hinein das Städtchen gleichen Namens. Über seine Gestaltung wissen wir nichts und doch hat es zusammen mit dem Schloß eine wichtige Rolle als Straßensperre erfüllt. Im waadtländischen Hochland auf steiler Höhe im Saanetal hat sich an die heutige Pfarrkirche von Château-d'Oex einst ein Städtchen angeschlossen, von dem nichts mehr vorhanden ist. Ein alter fester Stützpunkt des Domkapitels in Lausanne war Dommartin mitten im waadtländischen Hügelland nördlich von Moudon gelegen. Die Burg ist auf ihrem schroffen Felsen noch wohl zu erkennen; das Städtchen ist kaum der Lage nach bekannt. Es muß unterhalb von Burg und heutigem Dorf im Tal gelegen haben und ist gänzlich abgegangen. Deutlicher sind die Verhältnisse bei dem heute ebenfalls verlassenen St. Martin. Was aber neben der eindrucksvollen einsamen Schloßruine einst hier an städtischer Siedlung vorhanden war, das kennen wir nicht. Im Nordosten des Kantons schließlich erhob sich neben dem gewaltigen Schloß von Champvent über dem Tal der Orbe westlich Yverdon einst ein Städtchen, von dessen Beschaffenheit wir gar nichts wissen. Nordöstlich davon liegt am steilen Talhang die Ruine von Montagny-le-Corboz. Von dem zugehörigen Städtchen kennen wir nicht einmal die Lage. Ähnlich steht es mit dem alten St-Croix, das sich angelehnt an die heute noch wohl erkennbare Ruine etwa eine halbe Stunde talauswärts von dem heutigen Industrieort befunden haben muß. Endlich erhob sich gegenüber Champvent auf dem steilen Südabhang des Tales der Orbe das Städtchen Belmont. Den Herren von Grandson gehörte hier neben der Burg, die auf dem heutigen Friedhof lag, ein Städtchen,

dessen Umfang heute noch am Ring der Wallgräben zu erkennen ist.

Ähnlichen Überfluß an verschwundenen mittelalterlichen Städtchen weist der Kanton Freiburg auf. Vor allem das Saanetal oberhalb Freiburg ist von ihnen umsäumt. Da haben wir zunächst auf dem rechten Ufer *Arconciel*, von dem noch wenige Mauerzüge inmitten dichten Hochwaldes auf einem Talsporn etwas verraten. Gegenüber liegt *Illens*, wo von dem Schloß eine wuchtige Ruine, von dem Städtchen nichts mehr in der Waldeinsamkeit übrig geblieben ist. *Pont* auf seinem abgelegenen Felsvorsprung über dem Saaneufer kann außer der Schloßruine noch die Trümmer einer Kapelle aufweisen. *Corbière* schließlich, wiederum auf dem rechten Saaneufer, liegt ebenfalls auf seinem Sporn fast unbebaut abseits des heutigen Dorfes. Auf der Nordseite des *Broyetales* zeigt sich beherrschend das Schloß *Surpierre*. Westlich davon trifft man die heutige Ortschaft, ein kleines Dörfchen. Östlich vom Schloß lag im Mittelalter das Städtchen, von dem kaum mehr etwas auf den steilen Felsen mit Wald und Wiese zu ahnen ist. Mitten im Wald in völliger Verlassenheit erhebt sich auch der mächtige Bergfried von *La Molière*. Mit dem besten Willen aber vermag man nicht zu sagen, wo denn eigentlich die zugehörige Stadt zu suchen ist. Einsam ragt über dem tief eingeschnittenen Tal der *Veveyse* ein unbesiedelter Felsriegel auf, der einige Ruinen trägt. Hier lag die Stammburg der Herren von *Fruence* samt einem angeschlossenen Städtchen. Sie sind der savoyischen Neugründung von *Châtel-St-Denis* zu Ende des 13. Jahrhunderts zum Opfer gefallen; von ihrer Beschaffenheit wissen wir nichts. Schließlich sieht man heute am Südufer des Neuenburgersees Schloß und Kirche von *Font* auf einem freistehenden Hügel westlich *Estavayer*. Auch dazu muß ein Städtchen gehört haben.

Im Kanton Neuenburg liegt im *Val-de-Ruz* ganz überwuchert vom dichten Wald unmittelbar an der Talstraße der Platz der ehemaligen «*Bonneville*», von der wir auch nichts als den Umriß kennen. Noch weniger ist neben dem Schloß *Vaumarcus* von dem alten Städtchen der Herren gleichen Namens zu erkennen, an dem einst die Eidgenossen auf dem Marsche nach *Grandson* vorbei gezogen sind. Schloß und Ort sind am schönen Seeufer

vorhanden, von dem Städtchen können wir uns keinen Begriff machen.

Und schließlich ist im Kanton Wallis auf malerischem Hügel mitten im Rhonetal oberhalb Sitten der Rest des ehemaligen Städtchens Granges zu suchen. Dorf und Kirche sind dort heute vorhanden, von Burg und Stadt künden bloß einzelne Mauerbrocken, die noch dazu von ihrem brüchigen Standort stets ebenfalls den Weg in die Tiefe zu nehmen drohen. Hier ist Gefahr im Verzuge.

Fast zwei Dutzend völlig verschwundene mittelalterliche Städte und Städtchen weist also allein die welsche Schweiz auf. Fast überall ist der alte Siedlungsraum der Stadt heute unbebaut und sozusagen überall haben wir von der Beschaffenheit der ehemaligen Stadt kaum eine Ahnung. Welche Möglichkeiten liegen hier unter dem Boden!

* * *

Ganz andere Aufgaben als die bisher behandelte Gruppe untergegangener Städte, deren Siedlungsplatz ganz oder fast ganz verlassen ist, stellt eine weitere Gruppe heute ebenfalls abgegangener Städte, bei denen das ursprüngliche Siedlungsgelände noch irgend einer Siedlung dient. Hier handelt es sich meistens darum, die Ausdehnung der mittelalterlichen Befestigung festzustellen, während der Grundriß des Mittelalters im übrigen infolge der neuern Siedlungen kaum mehr mit Sicherheit zu fassen ist. Ein Beispiel für diese Städtegruppe und die hier durch den Spaten zu lösenden Aufgaben bietet Richensee, das von Bezirkslehrer Dr. Bosch in Seengen im Jahre 1938 im Anschluß an größere urgeschichtliche Forschungen im Gebiet des Baldeggersees vorläufig untersucht worden ist. Den Abschluß der Arbeit verunmöglichte der Kriegsausbruch 1939. Die Ergebnisse findet man in dem unsern Ausführungen angeschlossenen Bericht von Dr. Bosch zusammengefaßt.

Richensee ist eine kyburgische Gründung des 13. Jahrhunderts, wurde in den Kämpfen des Sempacher Krieges nach anderthalbhundert Jahren Bestand zerstört und hat sich von diesem Schläge nicht mehr erholt. Wohl ist der große Turm in Richensee

erhalten geblieben und wohl dauerte die Siedlung an und behielt lange gewisse städtische Rechte. Tatsächlich aber ist seit dem Sempacher Krieg an die Stelle des Städtchens ein offenes, ganz unbedeutendes Bauerndörfchen getreten. Von den Verhältnissen der frühern Stadt konnte man sich bisher nur deswegen eine gewisse Vorstellung machen, weil die ganze Umgebung darauf hinwies, daß offenbar das Städtchen zwischen See und Sumpf auf einer natürlichen Schwelle angelegt worden ist. Die Grabung von Dr. Bosch hat nun den Verlauf der alten Stadtbefestigung in der Hauptsache festgestellt. Es ergab sich eine ziemlich kreisrunde Ummauerung, die selbstverständlich durchaus dem Gelände ihre Form verdankt. Mittelpunkt ist der alte Turm, um den sich das Städtchen gruppierte. Die Bebauung des Mittelalters ist im übrigen noch nicht mit Sicherheit festgestellt, wie ja überhaupt eine Reihe von Fragen durch den künftigen Abschluß der Grabung noch zu klären sind. Richensee ist einstweilen bloß als planmäßige Gründung und als bezeichnendes Beispiel der Anpassung solcher Gründungen an die von der Natur gegebenen Verhältnisse nachgewiesen. Eine endgültige Klärung vieler Fragen wird aber hier durch die bestehende Besiedlung wohl dauernd verunmöglicht.

Dieselben oder ähnliche Verhältnisse treffen wir nun an einer ganzen Reihe anderer Punkte der Schweiz. Da haben wir z. B. das heutige Dörfchen Fürstenu im Domleschg. Der genaue Verlauf der Befestigung dieser Stadt der Bischöfe von Chur, die vom 13. bis mindestens 15. Jahrhundert als Stadt bestanden hat, ist zu einem erheblichen Teil noch festzustellen.

Das gleiche gilt für das thurgauische Gottlieben. Am Rheine zwischen Bodensee und Untersee haben hier die Bischöfe von Konstanz ihren eigenen festen Rheinübergang zu schaffen gesucht, als ihnen die alte Bischofsstadt zu unruhig wurde. Von dieser Gründung des 13. Jahrhunderts mit ihrer eigenen Rheinbrücke ist schon zu Ausgang des Mittelalters neben dem Schloß nur noch ein Fischerdörfchen übrig geblieben. Die genauere Anlage und vor allem der Befestigungsgürtel dieser Wasserfestung ist noch festzustellen. Ein Städtchen war in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters auch das weit über das Thurtal hinblickende Dorf Bürglen. Es hält sich neben der Burg in der

Hauptsache noch durchaus im alten Mauerring, wenn es auch jeden Stadtcharakter eingebüßt hat. Eine genaue Aufnahme der mittelalterlichen Anlage ließe sich hier unschwer durchführen.

Im Kanton Zürich war das Dörfchen Kiburg einst als Vorburg des mächtigen Schlosses ein Städtchen, das nicht durch Gewalt, sondern durch die langsame Auswirkung seiner abgelegenen Lage den Stadtcharakter verloren hat. Das allgemeine Bild des Städtchens ist klar, die mittelalterliche Siedlung im einzelnen aber noch nicht festgestellt. Ähnliches gilt für das vielleicht frühmittelalterliche Rheinau, das bereits behandelt worden ist. Die Ausdehnung der Stadt des späten Mittelalters auf dem Hügel ist nicht klar. Auch in dem kleinen Greifensee ist heute von städtischem Wesen nichts mehr zu bemerken, außer der geschlossenen Bauart, wie sie aus dem Mittelalter in die Gegenwart hinübergerettet worden ist. Die ursprüngliche Stadtanlage zwischen See und Sumpf ist im übrigen heute noch durchaus deutlich zu erkennen, nur die Bebauung des Innenraumes jener Zeit bleibt zweifelhaft und wäre abzuklären.

Im Aargau finden wir nicht ganz eine Stunde unterhalb Aarau auf dem linken Aareufer das bescheidene frühere Weinbauerndorf Biberstein. Neben dem Schloß erhebt sich eine kleine geschlossene Siedlung, bei der nur der Kenner vermuten kann, daß es sich hier vielleicht um eine mißglückte Stadtgründung handelt. Und doch haben hier die Grafen von Habsburg-Laufenburg im 13. Jahrhundert eine Stadt geschaffen. Deren genaue Ausdehnung und Befestigung ist erst noch festzustellen. Erst in den letzten Jahrzehnten fast völlig verlassen wurde der ehemalige Stadtbereich von Meienberg im Freiamt. Habsburgische Gründung und Verwaltungssitz erlebte es ebenfalls im Sempacher Krieg eine gründliche Zerstörung. Auch hier reichte es aber nicht zum völligen Untergang, sondern gewisse städtische Erinnerungen wie die Jahrmärkte dauerten bis ins 19. Jahrhundert hinein. Die Entwicklung hat erst vor kurzem damit ihren endgültigen Abschluß gefunden, daß die bisherige Gemeinde Meienberg den Namen der heutigen Hauptsiedlung Sins angenommen hat. Die Lage der mittelalterlichen Stadt ist in der Hauptsache klar erkennbar und ein Teil des alten Mauerringes ist noch durch Bauernhäuser be-

setzt. Rudolf Rahn hat 1892 davon eine Aufnahme gemacht. Fraglich bleibt jedoch die ganze Nord- und Ostfront des Städtchens und der gesamte mittelalterliche Aufbau. Alles dies wäre durch Grabungen wohl festzustellen.

In der Innerschweiz zeigt St. Andreas am Nordende des Zugersees eine durchaus ähnliche Anlage wie Richensee. Auch hier wurde um die Burg eine einigermaßen kreisförmige Befestigung angelegt. Im Sempacher Krieg ging das Städtchen der Hünenberger unter und verlor in der Folge jede Bedeutung zu Gunsten des nahegelegenen Cham. Heute ist noch das Schloß mit einigen andern Häusern vorhanden. Eine genaue Vorstellung der mittelalterlichen Anlage wäre aber auch hier unschwer zu erlangen. In Rothenburg, dem einstigen habsburgischen Stützpunkt gegen Luzern, ist der städtische Charakter in der Hauptsache im Sempacher Krieg von den Luzernern gebrochen worden. Heute ist die Lage durch die neue große Straßenbrücke stark verändert, aber die ursprüngliche Anlage der Neugründung bleibt doch klar. Der mittelalterliche Innenausbau aber ist bei der starken Überbauung kaum mehr einwandfrei festzustellen. Ein ganz anderes Bild bietet dann die aus einer einzigen Straße bestehende Marktsiedlung von Wolhusen, die sich in ihrer ursprünglichen allereinfachsten Form einer Stadt- oder Marktgründung erhalten hat, wenn auch ohne jede städtische Bedeutung. Hier ist vor allem der Verlauf der mittelalterlichen Wehranlagen noch fraglich.

Im Berner Oberland treffen wir ein abgegangenes, aber doch noch besiedeltes Städtchen in Spiez. Der ursprüngliche Stadt- platz am Südhang und Südufer der Burghalbinsel ist in neuerer Zeit durch die Schifflande und Hotelbauten besetzt worden. Den Verlauf der alten Befestigung kennen wir aus Bildern. Interessant wäre es festzustellen, wie weit der mittelalterliche Ausbau am Südufer und auf dem Schloßplateau um die Kirche gereicht hat. In dem benachbarten Wimmis, der Talsperre am Ausgang des Simmentals, ist von dem mittelalterlichen Städtchen nichts mehr zu erkennen. Man weiß, daß es sich am Fuße des Schlosses um Kirche und Pfarrhaus ausgedehnt hat. Der mittelalterliche Grundriß bleibt jedoch noch festzustellen, soweit die neuere Bebauung das noch zuläßt. Es handelt sich hier ebenfalls um ein sehr kleines

Städtchen, das die verschiedenen Zerstörungen durch die Berner im 14. Jahrhundert wegen seiner mangelnden innern Widerstandskraft nicht hat überstehen können. Weit drinnen im Simmental lag dann noch das Städtchen *W e i ß e n b u r g* der Freiherren von Weißenburg am Fuße ihres Stammschlusses. Sein Dasein in diesem Bergtal, das es völlig sperrte, ist natürlich sehr bescheiden gewesen. Von seiner Gestaltung bekommt man heute noch durch die Siedlung auf der Ostseite der fast völlig verschwundenen Ruine, die sich in den Winkel zwischen Emme und Bunschibach einschiebt, eine gute Vorstellung. Die mittelalterlichen Befestigungen und der Siedlungsumfang ist noch festzustellen.

Im Nordwesten treffen wir schließlich südlich von Basel in bezeichnender Schutzlage das ehemalige Städtchen der Herren Münch von *M ü n c h e n s t e i n* eng an die Ruine ihrer Burg gepreßt. Auch hier wäre der mittelalterliche Befestigungsring des allmählich zum Dorf herab gesunkenen Städtchens wohl noch genau zu ermitteln.

In der welschen Schweiz finden wir ebenfalls eine Reihe ähnlicher Fälle. Da haben wir das freiburgische *M o n t a g n y* (*M o n t e n a c h*), das heute so fern vom Verkehr liegt. Die Ruine der Stammburg des angesehenen Freiherrengeschlechts ist auf ihrem Hügel noch erhalten. Das Städtchen des Mittelalters ist in seiner Lage auf dem gegenüberliegenden Hügel ebenfalls noch zu erkennen, jedoch in allen Einzelheiten seiner Befestigung und seiner mittelalterlichen Ausdehnung noch zu erforschen. Dabei wird teilweise das heutige Dorf ein Hindernis bilden. Im benachbarten waadtländischen *V i l l a r z e l* ist die Anlage noch sehr deutlich erkenntlich; den Einzelheiten ist man jedoch im Umkreis des heutigen Dorfes noch nie nachgegangen. Dasselbe gilt von *L u c e n s* unten im Broyetal, dessen Schloß noch so eindrucksvoll wirkt. Die mittelalterliche Stadt der Bischöfe von Lausanne ist hier nur schwer zu erkennen. Im waadtländischen *G r a n d c o u r* auf der Höhe über dem Neuenburgersee ist von der alten Befestigung des heutigen Dorfes nicht mehr viel zu sehen. Von dem im breiten Talgrund der Broye gelegenen *P a l é z i e u x* ist noch viel weniger übrig geblieben, ein paar Mauerreste ohne Zusammenhang inmitten des heutigen Dorfes. Hier bietet sich Gelegenheit, eine

späte Stadtanlage des 14. Jahrhunderts noch zu erforschen, von der wir jetzt gar keinen Begriff haben. Das freiburgische *Châtel-St-Denis* ist heute noch ein ansehnlicher Ort. Die mittelalterlichen Befestigungen sind aber völlig verschwunden und zu ihrer Feststellung, sowie zur Ermittlung des ursprünglichen Stadtgrundrisses werden eingehende Nachforschungen nötig sein, die aber durch die völlige Überbauung schwierig gemacht werden dürften. Nichts Städtisches zeigt heute das alte *Wippen* (*Vuippens*) auf seinem Sporn, aber die einstige Schutzlage tritt noch unverfälscht hervor. Schwer zu erkennen ist dagegen die frühere Befestigung bei der späten savoyischen Gründung *Vaulruz* nördlich von *Bulle*, wo heute am Fuße der Burg nur ein kleines Dörfchen liegt. In der westlichen *Waadt* ist der frühere Mauerring der Wasserfestung *L'Isle* am Fuße des Hochjura und deren frühere Besiedlung fraglich. Ziemlich klar sind dagegen die Verhältnisse bei der einstmals wichtigen Talsperre und dem Rastort an begangener Straße *Les Clées*, das heute ein so weltentlegenes, verlassenes Dörfchen ist. Im äußersten Westen, im Kanton *Genf*, kennt man die bischöfliche Stadt *Pene* wohl in ihren Umrissen, aber in keinen Einzelheiten der Siedlung. Im *Wallis* schließlich haben wir in *Conthey* (*Gundis*) und *Saillon* zwei von der Stadt zum Dorf herabgesunkene Orte. *Saillon* ist dabei auf seinem Burgfelsen noch in seiner ursprünglichen Gestalt ohne weiteres zu erkennen, während bei *Conthey* die Züge mehr verwischt, aber doch bei ähnlicher Lage auch noch faßbar sind. Die dörfliche Bebauung in ihrer geschlossenen Art wird dabei nicht allzu verschieden von dem sein, was vor Jahrhunderten hier in der Stadt gestanden hat. Hinten im *Eifischtal* hat endlich *Louis Blondel* vor einigen Jahren auch noch ein mittelalterliches burgum, d. h. den Ansatz zu einem Städtchen der Bischöfe von *Sitten* nachgewiesen. Auch *Vissoie* enthält aber noch mancherlei zu lösende Fragen im heutigen Gewimmel seiner braunen Häuser⁴.

So bietet die große Gruppe jener Gründungsstädte des Mittelalters, die zwar als Städte nach längerer oder kürzerer Zeit des

⁴ L. Blondel: *Tour de bois et bourg de Vissoie*. *Archiv für schweiz. Altertumskunde* 40 (1938), 109 ff.

Bestandes verschwunden sind, auf deren Boden sich aber heute noch oder wieder irgend eine Siedlung erhebt, ebenfalls genug der Möglichkeiten zur Erforschung der mittelalterlichen Städtegründungen. Wohl sind hier meist die Wege zur Gewinnung neuer Erkenntnisse schwieriger als da, wo unbewohnter Boden vor uns liegt, aber sie sind doch auch für die Forschung mit dem Spaten gangbar und versprechen Frucht.

* * *

Was aber hier für die Städte der Frühzeit und für die große Zahl der untergegangenen oder verkümmerten Glieder der großen Städtegründungszeit des Mittelalters ausgeführt worden ist, das gilt auch für die Mehrzahl der Gründungsstädte, die in mehr oder weniger blühendem Zustande heute noch die ihnen zugedachten städtischen Funktionen ausüben. Hier sind die Verhältnisse meist klarer und deutlicher übersehbar. Aber auch hier sind manche Fragen, bald große bald kleine, noch gestellt, die sich aus den schriftlichen Quellen nicht beantworten lassen und nie beantworten lassen werden. Auch hier wird die Forschung mit dem Spaten einsetzen können. Sie wird nicht unwesentlich mithelfen können, die Voraussetzungen für die Schaffung der Städte, die Planung bei der Gründung, die Ergebnisse der Gründung und ihren allmählichen Ausbau zu klären.

In jedem Einzelfalle wechselt natürlich die sich stellende Aufgabe. Dafür nur einige Beispiele: Viel umstritten waren in den letzten Jahren die Anfänge von Bern. Ist es eine zähringische Gründung aus einem Guß oder ist eine bedeutsame, wesentlich ältere Siedlung voraufgegangen? Hier können nur Grabungen in der Zähringerstadt und vor allem an ihrem Westende um die ehemalige Burg Nideck Auskunft geben. Eine interessante Frage ist in Olten noch offen, das eine Gründung des 13. Jahrhunderts ist und doch in diesem Zeitpunkt ziemlich genau an die römische Zeit angeknüpft hat und seinen neuen Mauerring auf die Mauern des spätrömischen Kastells aufgesetzt hat. War der Raum innerhalb der Römermauern, wo sich sicher vor der Stadtgründung eine Kirche befand, dichter besiedelt und mit was? Was für eine Siedlung ist der Gründungsstadt Walenstadt voraufgegangen?

Die Stadt selbst ist ja offenbar auch im 13. Jahrhundert entstanden, aber es bestand hier doch schon in karolingischer Zeit eine nicht unbedeutende Verkehrssiedlung, an der der lebhafteste Verkehr des Hochmittelalters vom Rhein her nach den Bündner Pässen vorbei lief. Bei Martigny ist noch die mittelalterliche Befestigung festzustellen, von der heute nicht mehr viel zu sehen ist, ebenso bei Sembrancher und bei dem hoch gelegenen Leuk. Auch in Monthey fehlt noch jede Kenntnis über Umfang und Beschaffenheit der savoyischen Marktsiedlung des Mittelalters.

Diese Beispiele ließen sich leicht vervielfachen. Sie genügen aber bereits, um zu zeigen, daß auch in der Geschichte dieser letzten Gruppe der mittelalterlichen Städte die Gelegenheiten nicht mangeln, um teilweise allgemein bedeutsame Fragen durch den Spaten einer Lösung entgegen zu führen. Dabei sollen allerdings die Schwierigkeiten nicht übersehen werden, die die dichte Überbauung des historisch wichtigen Raumes und die vielen Störungen des alten Bestandes durch die nun bereits siebenhundertjährige städtische Entwicklung bedeuten.

* * *

Damit stehe ich am Ende meiner Ausführungen. Ich hoffe mit ihnen gezeigt zu haben, daß die Geschichte in der richtigen und planmäßigen Einsetzung des Spatens bei der Erforschung des mittelalterlichen Städtewesens eine große Betätigungsmöglichkeit vor sich hat. Sie selbst hat dafür die eine Voraussetzung geschaffen: Die Formung eines Bildes des mittelalterlichen Städtewesens aus den schriftlichen Quellen heraus, eines Bildes, das auch die Lücken in unserer Kenntnis mit aller Deutlichkeit zeigt. Die andere Voraussetzung hat die Urgeschichte dadurch gegeben, daß sie eine Grabungsmethode ausgebildet hat, die im Stande ist, auch verwickelte Vorgänge auf Grund feinsten Einzelbeobachtungen zu klären und so dem Boden ganz überraschende Aufschlüsse abzurufen. Diese Methode hat die mittelalterliche Geschichte zu übernehmen. Sie hat die Fragen zu stellen und sie mit den Methoden der Urgeschichte zu lösen.

Für den Erfolg ist eine sorgfältige Fragestellung ebenso wichtig wie eine richtige Leitung der Grabungen durch wirklich

für derartige Aufgaben geschulte Kräfte. Man kann aber nicht deutlich genug betonen, daß die ständige Überwachung und Leitung der Grabung von geradezu entscheidender Wichtigkeit ist. Durch unsachgemäße Grabungen, durch schlechte Aufnahmen, zeichnerisch wie photographisch, kann mehr verdorben werden, als man gemeinhin ahnt. Deshalb muß jede derartige Aktion sorgfältig angelegt und auch bis zum Ende durchgeführt werden.

Bei richtigem Vorgehen aber können wir die Hoffnung haben, daß einmal die ebenso wichtigen, wie dunklen Anfänge unseres Städtewesens von der Völkerwanderung her bis ins 12. Jahrhundert hinein eine entscheidende Aufhellung erfahren werden. Wir können ferner erwarten, daß eine der größten Leistungen des Mittelalters, die große Städtegründungswelle, in ihren Voraussetzungen, ihrer Planung, Durchführung und ihren Ergebnissen allmählich auf dem Boden unseres Landes deutlich vor unsere Augen treten wird. Die persönliche Seite dieser großen schöpferischen Leistung wird uns zweifellos auch dann fast völlig dunkel bleiben, aber die Tatsachen werden zu uns sprechen können. Und das ist auf jeden Fall der Mühe und Anstrengung auf neuen Wegen der Forschung wert.

II. Burg und Städtchen Glanzenberg an der Limmat.

Grabungsbericht von *Karl Heid*.

Geschichtliches.

Die Edlen von Regensberg, deren Stammburg auf einem kleinen Hügel am Katzenssee als Ruine liegt, besaßen auf dem rechten Ufer der Limmat bedeutende Besitzungen, vor allem in Engstringen und Weiningen. Das mächtige Geschlecht war wohl aus dem alamannischen Dienstadel hervorgegangen und man betrachtet den schon im Jahre 870 erwähnten Landelo als ersten Regensberger. Gegenüber Schlieren bestand schon seit alten Zeiten eine Fähre über die Limmat und dort stiftete im Jahre 1130 Lütold II. das Frauenkloster Fahr und unterstellte es dem Kloster Einsiedeln.

Im 13. Jahrhundert gingen die Regensberger daran, ihre Stellung an der Limmat richtig zu sichern. Sie bauten zunächst auf beherrschender Höhe über der Limmat die Burg Glanzenberg und dann am Limmatufer selbst die Stadt Glanzenberg.

Als Gründer des Städtchens wird Lütold V. betrachtet, der in einer Urkunde vom 1. XI. 1259 erwähnt wird. Daß Glanzenberg schon vorher bestand, geht aus der Tatsache hervor, daß nun über seine kirchliche Zugehörigkeit entschieden wurde. Der Ausbau einer derartigen Anlage erforderte eben Jahre, war sogar bei deren Zerstörung im Jahre 1268 noch nicht beendet, da es sich bei den Grabungen zeigte, daß die Westfront noch gar nicht ausgebaut war. Die Gründung wurde bisher allgemein in die Jahre um 1240 gelegt und ich kann dieser Auffassung nur beipflichten, da die gemachten Funde auch in diesen Zeitraum weisen.

Warum erstellten die Regensberger in dieser unwirtlichen Gegend eine solche Anlage? Zürichs Handelswege waren zu dieser Zeit durch regensbergische Burgen und Besitzungen beherrscht und die Regensberger konnten durch Ableitung des Verkehrs von Zürich neue Zollgelder gewinnen. Glanzenberg lag nun an der Stelle, wo sich das Straßennetz vom Rhein in die Innerschweiz mit dem Land- und Wasserweg Baden-Zürich kreuzte.

Auf der Limmat hinderte Glanzenberg die zürcherische Schifffahrt empfindlich und ein Brückenbau an dieser Stelle hätte den Regensbergern weitere Vorteile gebracht. Hier war die denkbar günstigste Stelle für eine Brücke, denn die Limmat floß breit und ruhig vorbei und eine Furt wurde bereits seit alter Zeit benützt. Der Flurname «Kräueelfurt» erinnert heute noch daran. Wie sich die Stadt Zürich im Falle eines derartigen Brückenbaues zu verhalten hatte, ist schon im Richtebrief des 13. Jahrhunderts festgelegt: Zwischen Zürich und Baden war jedweder Brückenbau auch mit Waffengewalt zu verhindern! Deswegen schlossen die Zürcher auch mit den Rittern Heinrich und Johannes von Schönenwerd 1257 ein Bündnis, wonach letztere mit Hilfe der Stadt einen Brückenbau bei Glanzenberg abzuwenden hatten. Die Burg derer von Schönenwerd lag wenig oberhalb von Glanzenberg als Wasserburg am linken Limmatufer und das Geschlecht selbst war mit der Stadt verbürgert, ebenso im Rat vertreten.

Wenn nun den Regensbergern diese Verkehrsablenkung über Glanzenberg gelungen wäre, so wäre Zürich in seiner aufstrebenden Entwicklung gehemmt gewesen und die Macht der Regensberger wiederum angestiegen. Dies sah Zürich bald ein und trachtete das drohende Unheil abzuwenden, zuerst auf gütlichem Wege und als dies nicht möglich war, mit Hilfe anderer Adelliger auf kriegerische Weise. Mit Unterstützung Rudolfs von Habsburg zerstörten sie eine Burg der Regensberger nach der andern und zuletzt noch Burg und Stadt Glanzenberg im Jahre 1268.

Inzwischen hatte bereits der Abstieg des Regensbergergeschlechtes begonnen; das mächtig aufstrebende Zürich sprengte den Ring der regensbergischen Burgen und dehnte sein Gebiet aus. Den Ausspruch, den man später Lütolf von Regensberg in den Mund legte, «die Stadt sei von seinen Burgen umgeben wie ein Fischlein im Netz», kennzeichnet zur Genüge die vorherige Lage. Der Familienbesitz der Regensberger war inzwischen geteilt worden, wobei Ulrich Weiningen, Glanzenberg, das Fahr und andere Besitzungen zufielen. Nun setzte der Verkauf der Besitzungen ein. Am 11. Dezember 1291 verglichen sich die Edlen von Regensberg mit dem Kloster Wettingen über Streitigkeiten, die sie miteinander hatten und verkauften ihm um 21 Mark Silber die Auen zu Glanzenberg und die Mühle Lanzenrain mit einem Rückkaufsrecht innert zehn Jahren. Von letzterem müssen sie Gebrauch gemacht haben, denn am 1. November 1301 verkauften sie beide Objekte um den gleichen Preis dem Kloster Fahr. In dessen Besitz blieben nun Städtlein und Burg, d. h. das gesamte Land mit den Ruinen, bis auf den heutigen Tag.

Die Lage von Burg und Stadt.

Burg und Stadt liegen im Gemeindebann Unter-Engstringen, der sich hier als Zipfel der Limmat nach zwischen Dietikon und Weiningen einschiebt. Dieser eigentümliche Grenzverlauf dürfte das ehemalige Stadtgebiet umfassen und zeigt, daß nach der Zerstörung der Stadt der Großteil der Bewohner sich in Unter-Engstringen ansiedelte.

Die Burgstelle liegt am Rande der Hochebene des Hardwaldes, an der Überlandstraße nach Zürich, dort wo die Straße

den Mühlekanal des Klosters Fahr überbrückt. Von der ganzen Burganlage sieht man heute nur noch zwei tiefe Gräben und von dem Burghügel bloß kümmerliche Reste. Die Burg selbst ist ganz abgetragen. Schon im Mittelalter unterspülte die Limmat den Burghügel und mag den ersten Schritt zu dessen Zerstörung getan haben. Viel gefährlicher für die Ruine zeigte sich der Mensch selbst, als im Jahre 1909 das Industriegeleise gebaut wurde. Damals wurde der Burghügel soweit abgetragen, daß für die Geleise genügend Raum zwischen Burg und Mühlekanal blieb. Das Material des Hügel und der Burg führte man nach Zürich-Altstetten und verwendete es dort als Auffüllmaterial. Den Funden schenkte man keine Beachtung. Eine weitere Abtragung des westlichen Grabens und Walles geschah im Jahre 1912, als der kleine Damm zur Abriegelung der Fahrweid gegen Hochwasser erstellt wurde. Das Material zum Damm wurde der Burganlage entnommen. Eine letzte Gefährdung der Burgreste brachte der Bau der Überlandstraße im Jahre 1923, da die Straße zwischen Burg und Stadt durchgeleitet wurde. Es war beabsichtigt, den restlichen Burghügel zur Kiesgewinnung abzutragen. Die Kommission für Erhaltung zürcherischer Altertümer der Antiquarischen Gesellschaft hatte jedoch schon bei der Projektgestaltung der Straße ihr Augenmerk auf die Erhaltung der Anlage gerichtet und Anstalten zur Sicherung getroffen. Die offene Rutschstelle wurde mit Faschinen gesichert und das inzwischen darauf gewachsene Gestrüpp hält einen weiteren Zerfall auf. Beim Bau der Straße zeigte sich eine mittelalterliche Kalkgrube, die vor weiterer Untersuchung zerfiel.

Die Ruinen der Stadt liegen 400 m von der Burg entfernt in der Ebene am alten Lauf der Limmat. Sie werden je zur Hälfte durch Wald und Wiesen bedeckt. Erhaltenes Mauerwerk ist nur noch im Walde zu sehen. Verschiedene alte Flußarme, im Volksmund Strangen oder Gießen geheißen, durchziehen die Ebene der Fahrweid, nördlich am Städtlein vorbei. Diese mögen auch die Veranlassung dazu sein, daß vielfach noch heute die Meinung vertreten wird, daß Glanzenberg früher auf dem linken Ufer der Limmat gelegen habe. Diese irrtümliche Auffassung trat schon im Jahre 1259 hervor, als über die kirchliche Zugehörigkeit von Glanzenberg zugunsten von Weiningen entschieden wurde. Ebenso

ging der Abt von Wettingen im Jahre 1689 von der gleichen Voraussetzung aus, Glanzenberg sei « per alluvionem » von der Dietiker auf die Fahrer Seite getrieben worden, und beanspruchte dieses Gebiet. Das Schiedsgericht entschied wiederum zu gunsten vom Kloster Fahr.

Ganz verschieden lagen die Verhältnisse im Mittelalter. Auf der Flußseite stieß das Städtlein westlich an die alte Furt durch die Limmat, welche noch im Flurnamen « Kräueelfurt » überliefert ist. Wenig flußabwärts war die Personenfähre, von der aus der Weg nördlich an der Stadt vorbei durch den Hardwald nach dem Kloster Fahr und Weiningen führte. Es brauchte deshalb nur ein kleines Verbindungsstück vom Nordtor her erstellt zu werden, um den Anschluß an das Straßennetz zu erhalten. Ebenso verhält es sich bei der Burg, deren Anschluß noch auf einer Güterkarte aus dem Jahre 1727 verzeichnet ist.

Die Untersuchung der Burgstelle.

Bildlich ist von der Burg nur der Kupferstich von M. Füsslin aus dem Jahre 1715 überliefert, der so phantasievoll ist, daß er den Tatsachen nicht gerecht wird. Pfarrer Köchli von Weiningen hat im Jahre 1761 einen Plan aus den Ruinen aufgenommen, der aber in Bezug auf die Burg unmöglich richtig sein kann und wohl vom Kupferstich Füsslins übernommen wurde. Die Ergebnisse der Grabung zeigen ein ganz anderes Bild.

Wie sah die Landschaft und das Terrain aus, in welche in der Mitte des 13. Jahrhunderts die Burg hineingestellt wurde? Nördlich dehnte sich der Hardwald als Ausläufer der Ebene unterhalb Weiningen aus, der gegen die Limmat steil abfiel und am Rande höchstens mit Niederholz bewachsen war. Südlich stieß die Ebene mit steilem Abfall an den Fluß und die Fahrweid. Bei der Einmündung des Mühlekanals in die Limmat erstellten die Regensberger am Rande der Terrasse die Burg mit schönem Ausblick bis nach Zürich hinauf und an die heutige Kantonsgrenze hinab. Hier ließen sie hintereinander zwei halbrunde Gräben ausheben und den dazwischen entstehenden Wall mit dem Aushub noch erhöhen. Gräben und Wall umschlossen einen kleinen Platz, auf den die Burg gestellt wurde. Der Rand dieser Terrasse ist

heute soweit abgetragen und verwittert, daß der Burghügel bis auf einen kleinen Rest verschwunden ist.

Es galt nun folgende Punkte zu untersuchen:

1. Die Frage, ob die Burg Glanzenberg in eine ältere Anlage, ein Refugium, hineingestellt worden ist, zu beantworten.
2. Die Gräben auf ihre Beschaffenheit zu untersuchen.
3. Die Burg in ihrem Ausmaß, soweit möglich, zu rekonstruieren.

Nach mündlicher Überlieferung soll die Burganlage früher ein Refugium gewesen sein, bei deren Bau also eine ältere Anlage übernommen worden wäre. In diesem Falle hätten sich bei den Sondierungen ältere Kulturschichten zeigen sollen. Da nichts dergartiges gefunden wurde, sondern unter der burgenzeitlichen Brandschicht nur gewachsener Boden lag, muß diese Überlieferung abgelehnt werden.

Der äußere Graben hat eine unregelmäßige Breite von 22 bis 25 m und eine Tiefe von 4 m. Er ist durch Aufschwemmung stark angefüllt, besonders an der östlichen Flanke. Eine Sondierung wurde dort gemacht, wo sich viele Steine zeigten, unter denen aber keine Kulturschicht lag. Die Steine wurden also wohl von der Burg über den Wall geworfen, um von hier abtransportiert zu werden. Auf dem Wall von 3 m Kantenbreite habe ich mehrere Sondierungen gemacht, um festzustellen, ob dieser mit einem Palisadenhag bekrönt war. Allein es zeigten sich weder Pfostenlöcher noch Spuren irgend eines Holzaufbaues. Unter wenig Humus fand sich schon das aufgeworfene Material. Der Wall ist infolge Abwitterung bereits wieder auf die ursprüngliche Terrainhöhe zurückgefallen. Der innere Graben ist 20 m breit und war ursprünglich 6 m tief. In sieben Schnitten wurde sein Aufbau und seine Auffüllung untersucht. Die wichtigste Beobachtung war, daß um den eigentlichen Burghügel eine runde Sicherungsmauer lief, die den aus Kies bestehenden Burghügel gegen die Drucklast der Burg schützen mußte. Dadurch sind wir heute noch im Stande, die Ausdehnung des Burgareals zu berechnen. Die Sohle des Grabens lag rechtwinklig zu dieser Mauer, gegen den Wall stieg sie halbrund an. Die Schichtenlagerung änderte sich stets, da die Schuttmassen der Burg immer wieder nachstürzten. Einzelne Lehmester

weisen Öfen in der Burg nach. Zu unterst auf der Sohle zeigte sich eine kleine Brandschicht, die verschiedene Funde ergab.

Über den eigentlichen Burghügel läßt sich wenig sagen, da er abgetragen ist. Alte Leute erinnern sich noch, daß Steine umherlagen, doch von Mauerzügen war nichts mehr zu erkennen. Aus den Dimensionen der Sicherungsmauer ergibt sich eine Breite von 22 m und eine Tiefe von 28 m. In diesem hufeisenförmigen Hofraum, dem die hochgeführte Sicherungsmauer als Hofmauer diente, konnte ein Wohnturm von 10×10 m Ausdehnung hineingestellt werden und es blieb dennoch ein kleiner Hofraum übrig. Die Hasenburg bei Gwinden entspricht in ihrer ersten Bauetappe genau dem Raum, den die Glanzenburg einnahm. Die Grundrisse dürften auch sonst viel gemeinsames haben.

Die Funde in der Burg.

Aus den zahlreichen Funden im innern Graben läßt sich er-messen, wieviel beim Abtrag der Burg der Forschung entzogen wurde. Das wichtigste Ergebnis liegt bei der Keramik in der auch urkundlich sicher gestellten Datierung. Durch Vergleich mit derjenigen von Schönenwerd, Hasenburg und Kindhusen habe ich deren Richtigkeit nochmals überprüfen können mit dem Ergebnis, daß die Datierung der Anlage von 1240—1268 stimmt. Von acht unglasierten Becherkacheln fanden sich Fragmente, die alle in deren mittlere Entwicklungszeit gehören. Die Höhe einer solchen Kachel beträgt 13 cm, der Mündungsdurchmesser 8 cm und der Bodendurchmesser 5 cm. Der lippenartige Rand ist leicht auswärts geneigt, die Kachel bis über die Mitte hinab flach geriefelt, während der untere glatte Teil von Hand geformt wurde. Im Innern der Kachel liegen starke Knetwülste. Die Form der Kachel ist leicht bauchig, Abb. 2/1. Eine Abart des Randes zeigt das Profil der Abb. 2/2 mit rundem Rand und rechtwinkligem Übergang zur äußern Wand.

Die übrige Keramik ist durch Fragmente von 7 Töpfen vertreten, sowie einer Schale. Der Topf Abb. 2/3 konnte soweit rekonstruiert werden, daß seine Form erkenntlich wird. Er ist aus rotem Ton gebrannt, hat eine Höhe von 17 cm, einen Mündungsdurchmesser von 12 cm und einen Bodendurchmesser von 7,5 cm.

Seine Form ist bauchig mit kurzem Hals und einem Knollenrand aus der mittleren Entwicklungsperiode. Auf die Gestaltung auf der Töpferscheibe weisen außen viele feine Rillen und innen Gru-



Abb. 1

Keramik beider Wohnperioden (s. auch Abb. 2).

ben und Fingereindrücke hin. In gleicher Weise konnte die kleine Schale, Abb. 2/4, rekonstruiert werden. Sie hat eine Höhe von 3,2 cm, einen Mündungsdurchmesser von 8 cm und einen Bodendurchmesser von 6 cm. Der gerade Rand schließt rund ab und außen liegen hart darunter zwei Furchen als Verzierung. Das Ma-

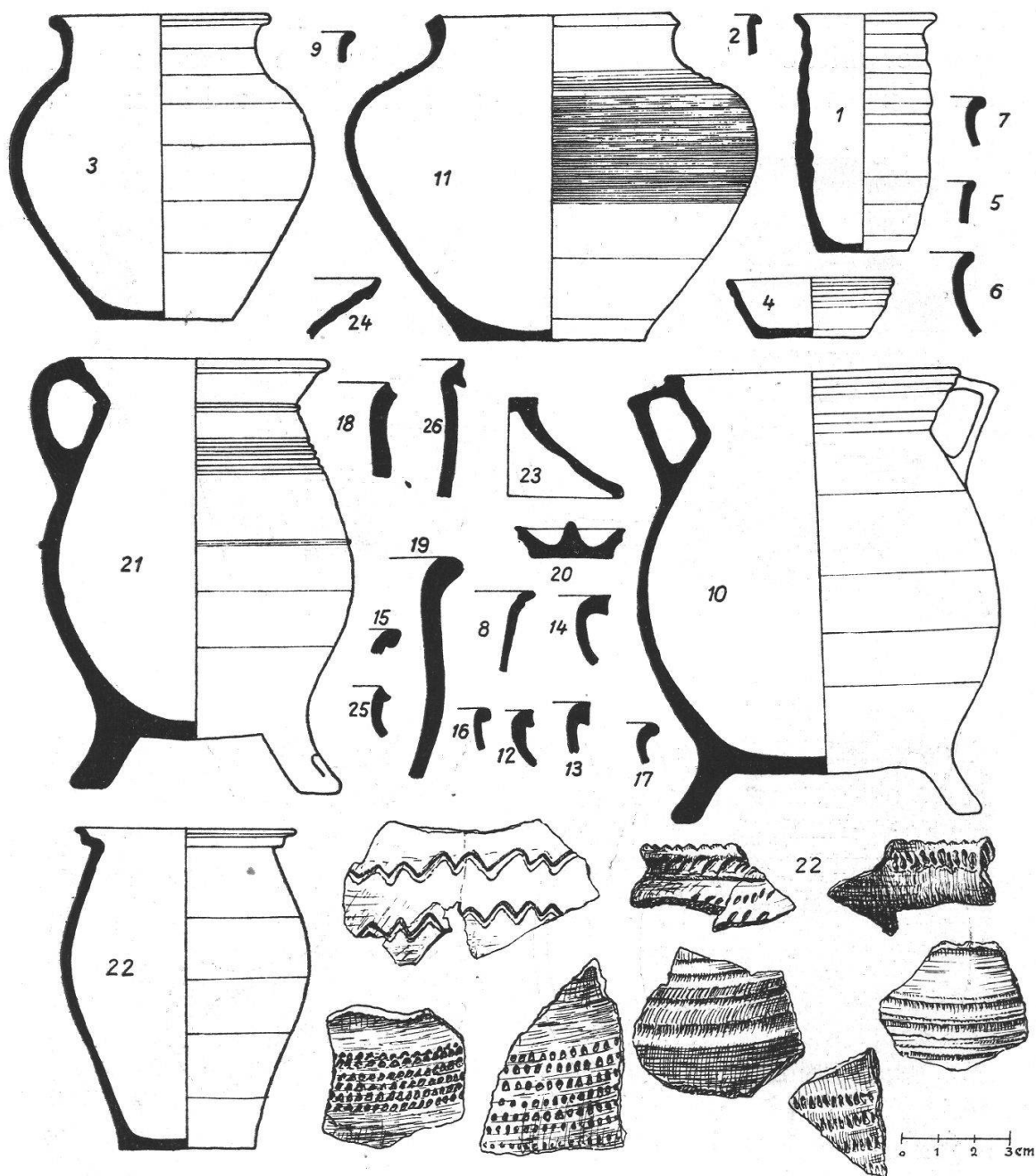


Abb. 2

Profile der Keramik $\frac{1}{2}$ nat. Größe.
Verzierungen nat. Größe.

terial ist grauer Ton. Die untere Partie ist von Hand geformt. Das Randprofil, Abb. 2/5, stammt von einem Töpflein mit geradem Rand, der nach innen schräg abgeschnitten ist. Ein weiteres Profil, Abb. 2/6, zeigt einen gestreckten Hals mit lippenartigen, auswärts

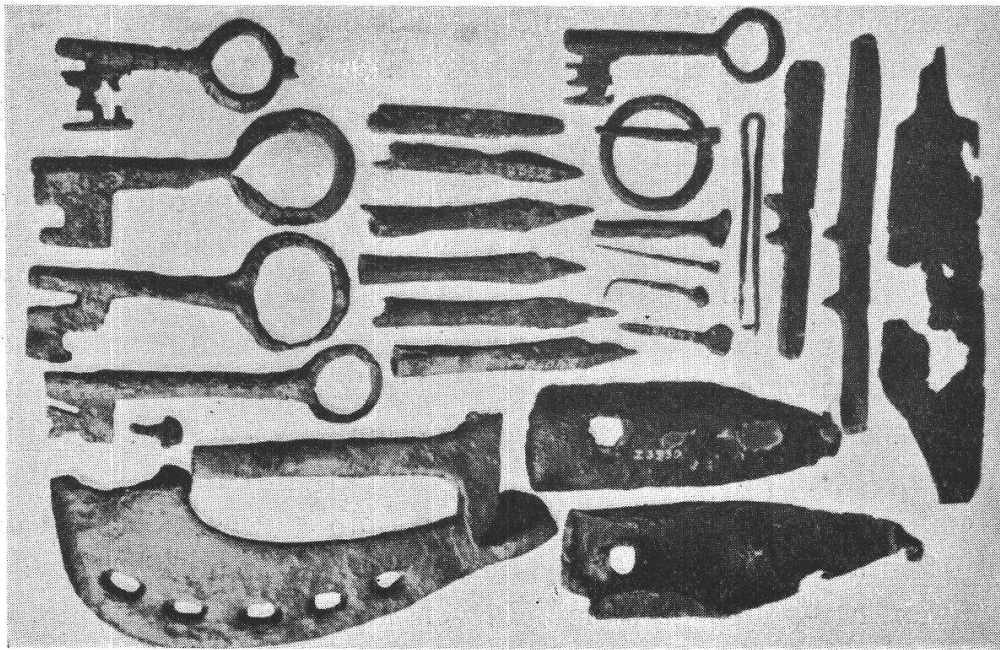


Abb. 3. Funde aus Eisen.



Abb. 4. Mauerwerk der Kapelle.

geneigtem Rand. Von einem reich verzierten Töpflein stammt das Profil Abb. 2/7 mit einem Mündungsdurchmesser von 8 cm. Es besteht aus rotem Ton, hat einen Knollenrand in erster Entwicklung, kurzen Hals und bauchige Form. Innen am Rand, auf dem Rand, am Hals und auf der Hüfte laufen schräg gestellte Kerben als Verzierung, Abb. 2/22. Zu erwähnen bleibt noch der walzenförmige Ausguß eines Topfes.

Die Nägel sind vierkantig mit firstartig, einseitig vorstehendem Kopf. Ein Hohlschlüssel von 7,7 cm Länge hat die bekannte Form. Sehr selten sind die Stabschlüssel aus dieser Zeit. Das hier gefundene Exemplar hat 7 cm Länge und einen kunstvollen Bart. Kerben und Buckel verziern Ring und Stab und es ist zudem der ganze Schlüssel verzinnt. Erwähnen möchte ich noch die vielen Schleuderkugeln aus Sandstein in verschiedenen Größen, die im Graben gefunden wurden.

Das Knochenmaterial wurde in verdankenswerter Weise vom Zoolog. Institut der Universität Zürich durch Herrn J. Rüeegger untersucht, dessen Bericht lautet:

Verzeichnis der nachgewiesenen Tiere.

- | | |
|---------------------|----------------------|
| A. Haus-Säugetiere: | B. Wildlebende Tiere |
| Hausrind | Fuchs |
| Schaf | C. Vögel: |
| Ziege | Huhn |
| Schwein | Gans. |
| Katze | |

Die Reste des Hausrindes weisen auf kleine und mittelgroße Tiere hin; das gleiche gilt auch für das Schwein. Die sehr wenigen Reste, die vom Schaf oder von der Ziege stammen, ermöglichen keine Zuteilung. Kieferreste von einer Hauskatze gehören einem sehr kleinen Tiere an. Neben mehreren Knochen von Haushuhn und Gans fanden sich auch vier unbestimmbare Reste von Vögeln.

Die Untersuchung des Stadtgebiets.

Wie bereits erwähnt, liegen die Ruinen des Städtleins im kleinen Wald und der angrenzenden Wiese zwischen der Limmat

und der Überlandstraße. Die Stadt lag ihrem Zweck entsprechend am Ufer der Limmat, so daß die westliche Ecke ca. 100 m vom Ufer absteht und der zwischen Fluß und Stadt liegende, dreieckige Raum als Stapelplatz und Schifflande benutzt werden konnte. Das Städtlein entspricht in seiner Größe und Anlage ungefähr den andern Regensbergergründungen wie Regensberg, Grüningen und Kaiserstuhl. Während alle andern sich bis in die heutige Zeit erhalten haben, ist Glanzenberg noch vor seinem vollständigen Ausbau zerstört worden. Es war deshalb der Hauptzweck der Grabung, einen solchen alten und unberührten Grundriß aufzunehmen und so das ursprüngliche Bild einer mittelalterlichen Städtgründung zu zeigen. Man macht sich ja nur zu gerne ein pompöses Bild von diesen Städten, wie es etwa die Chronisten in großer Ausschmückung überliefern.

Über die Ausdehnung der Ruinen orientierten vor der Ausgrabung verschiedene Pläne aus der Zeit nach 1727, die aber nur den Verlauf der Stadtmauer übereinstimmend angeben, sonst in der Anordnung der Steinbauten stark voneinander abweichen. Eine teilweise Untersuchung der Ruinen im Wald führte die Antiquarische Gesellschaft Zürich 1924 durch und ließ die durch Sondierschnitte festgestellten Mauerzüge auf einem Plan eintragen. Eine Abklärung des Grundrisses brachte dies nicht.

Meine ersten Sondierungen hatten deshalb den Zweck, den Verlauf der Stadtmauer zu ergründen und auf einem Plan festzuhalten. Hiernach erfolgte die Untersuchung der einzelnen Partien der Mauer entlang und zuletzt des Stadttinnern. Der so gewonnene Grundriß ergibt ein längliches, unregelmäßiges Gebilde, das sich den Flußläufen anpaßt. In der Südostecke liegt der Turm, der im Ausblick die Limmat von Zürich bis zur Kantonsgrenze hinab beherrscht. In der Mitte der Nordmauer fand sich das Stadttor mit beidseitig kleinen Steinbauten, wahrscheinlich die Unterkunft der Torwächter. In der untern Hälfte der Südfront liegt die Kapelle mit einem Durchgang zum Schifflandeplatz und der Furt. Dazwischen liegen der Mauer entlang Holzbauten, von denen sehr wenig erhalten blieb. Die ganze Westfront und die beiden anstoßenden Enden der Nord- und Südfront waren noch nicht ausgebaut.

Die Untersuchung der Stadtmauer habe ich im Walde begonnen, dort wo noch Mauerwerk sichtbar war. Die Ruinen wurden lange Zeit als Steinbruch benützt und nur wenig blieb erhalten, wie aus dem Plan zu ersehen ist. Nach der Sage soll die Kirche von Weiningen ganz aus Steinen von Glanzenberg erbaut vollständige Ausräumung zeigte, daß der Graben die alte Mauerseits nur Mauerschutt, im Graben aber reinen Mauerschutt. Eine

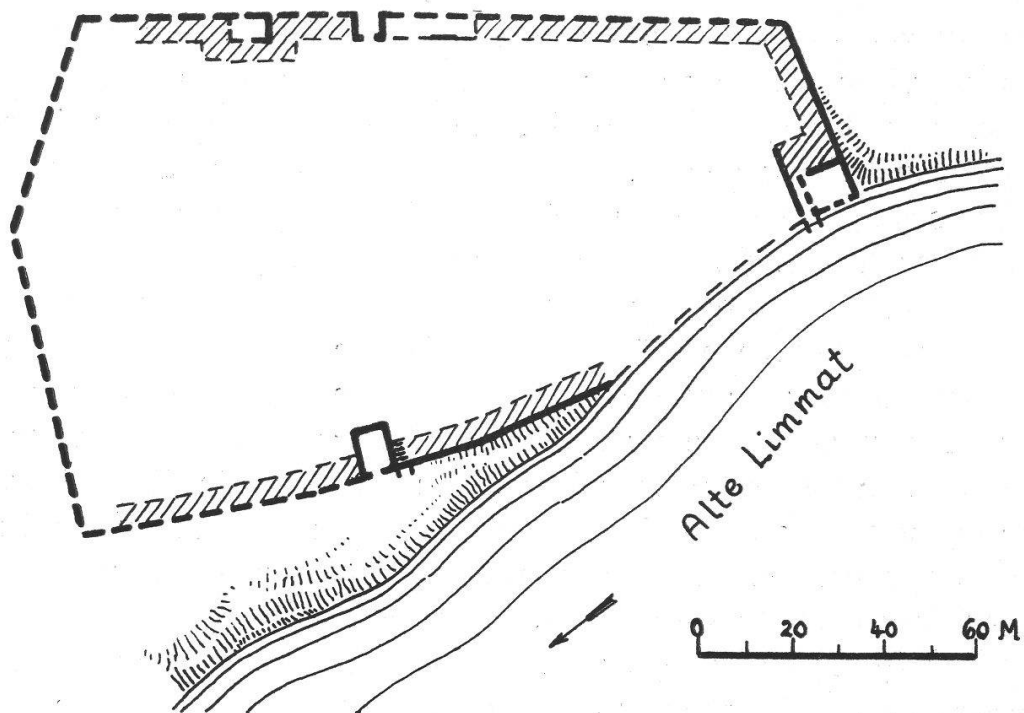


Abb. 5
Glanzenberg (Grabungsplan 1940).

worden sein. Die Stärke der Umfassungsmauer beträgt allgemein 1,20 m. Diese ist kompakt gemauert aus Steinen, wie sie sich in der Moräne finden, und nur wenig aus Tuffstein. Die Fischgrattechnik findet sich nirgends, sondern die Steine wurden lagenweise unregelmäßig vermauert. Die östliche Front ist am besten erhalten und bildet eine Gerade von 42 m Länge. Die Nordfront hat eine Länge von 153 m und ist leicht auswärts gebogen. Ihr Verlauf war schon schwieriger zu finden, da ein breiter Graben mit erhöhten Borden als Stadtgraben betrachtet und die Mauer innerhalb desselben vermutet wurde. Ein Querschnitt ergab beid-

grube war und die Mauer bis ins Fundament hinab ausgebrochen war. Die Grube hatte senkrechte Wände, eine Breite von 1,40 m und war 1 m tiefer als das ursprüngliche Niveau. Von da an verfolgte ich in unzähligen Schnitten den Verlauf der Mauergrube, bis an das westliche Ende, wo sogar noch etwas Mauerwerk vorhanden war. Noch schwieriger war der Verlauf der Westfront zu finden, da der kiesreiche Boden die Mauergrube weniger gut konservierte. Diese Front besteht aus zwei Geraden von nördlich 46 m und südlich 66 m Länge, also zusammen 112 m, die sich in einem stumpfen Winkel treffen. Die Südfront mit einer Länge von 186 m ist in der Mitte noch gut erhalten, östlich von der Limmat weggespült und westlich wenigstens noch in der Mauergrube vorhanden. Der Verlauf bildet westlich eine Gerade und schmiegt sich östlich dem Flußlauf an.

Die Untersuchung der Ostfront.

Die ganze Front war mit Holzhäusern besetzt und in der Ecke gegen die Limmat lag der Turm mit innerem Ausmaß von je 7 m im Geviert. Die Wände sind 1,20 m stark wie die der Stadtmauer. Südlich sind die Mauern von der Limmat weggerissen und westlich ganz ausgebrochen worden. Doch fand ich noch östlich in der Tiefe die Mauerkante und westlich die Fundamentgrube. Der ursprüngliche Boden des Turmes aus einem Steinbett mit Mörtel lag auf der Höhe des Städtleins und war mit einer dünnen Brandschicht ohne Funde bedeckt. Westlich vom Turm in 2 m Entfernung zeigte sich noch eine weitere Mauergrube, deren Zweck erst später erkannt wurde. Sie enthielt früher eine Trockenmauer aus großen Steinen, die sich parallel zur Ostmauer und 10 m entfernt 20 m tief in das Stadttinnere zog. Der so sich ergebende schmale Durchgang zwischen dem Turm und der Trockenmauer dürfte zu einer Schlupfpforte geführt haben, die direkt zum Wasser führte.

In dem durch die Trockenmauer eingegrenzten Gebiet fanden sich starke Kulturspuren zweier Perioden. Eine untere Brandschicht enthielt nur unglasierte Keramik wie im übrigen Städtchen, während oben hart unter dem Humus noch glasierte Ware sich fand. Dies besagt uns, daß bei der Zerstörung noch bewohnbare

Räume im Turm verblieben und dann noch daneben eine notdürftige Hütte mit der Trockenmauer erstellt wurde, die bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts noch bewohnt wurde. Die Schichtenlagerung ist folgende:

- 0,80 m Humus und darunter glasierte Keramik,
- 0,55 m Steine mit Erde vermischt,
- 0,30 m Lehm Boden mit darauf liegender Kalkschicht,
- 0,10 m Brandschicht mit schwarzem Sand und unglasierter Keramik,
- 0,00 m Kies.

Durch die Abschwemmung während der Hochwasser sind die Funde der jüngeren Epoche hart an die Oberfläche des Bodens zu liegen gekommen. In der tieferen Schicht fand ich unzählige verbrannte Lehmstücke mit Ruteneindrücken, von Flechtwänden herrührend. Außerhalb der Trockenmauer, gegen das Stadttinnere fand sich keine Kulturschicht mehr, hingegen sehr tiefe Lagen von Humus, was auf ehemalige Gärten hinweist. Sondierungen außerhalb der Stadtmauer ergaben schon nach kurzer Entfernung keine Kulturschicht mehr.

Die Untersuchung der Nordfront.

Das Ergebnis der Sondierungen war die Feststellung des Stadttors, zweier kleiner Steinbauten und von Spuren von Holzhütten der Stadtmauer entlang.

Das Stadttor liegt 91 m von der Ostecke entfernt, ist 6 m lang und 5 m breit. Der Durchgang zwischen beiden innern Torwangen mißt 3,50 m und die Mauerstärke beträgt durchwegs 0,70 m. Das Innere des Tores war gepflästert und das Straßenbett zog sich in das Stadttinnere zum großen bekiesten Platz.

Außerhalb der Stadtmauer konnte keine Spur einer Straße gefunden werden, doch dürfte diese in einem gewöhnlichen Feldweg bestanden haben, dessen Spuren durch die Bearbeitung des Feldes sich verwischt haben. Die Schichtenlagerung im Tor war folgende:

- 0,85 m Humus,
- 0,65 m Kalk, Steine,

0,45 m große Steine, Kalkschutt,
0,00 m Steinbett, Sand und Kies.

Östlich an das Stadttor angebaut und gleich breit fand ich ein 17,50 m langes Steingebäude mit 0,70 m starken Mauern. Dessen Inneres war stark mit Kies angefüllt, auf dem sich schwache Brandspuren mit einigen Becherkachelfragmenten zeigten. Das Gebäude war also beheizbar und könnte als Wachthaus angesprochen werden. Von diesem festen Gebäude weg fanden sich auf gleicher Breite Spuren von Holzhütten bis zur Ostecke, bestehend aus Brandschichten, Lehmnestern und groben Steinen von den Hausböden. Vollständige Hüttengrundrisse konnten keine mehr erkannt werden, aber am Waldrand noch bedeutende Reste einer Hütte. Es zeigten sich tief zwischen großen Feld- und Tuffsteinen Lehm- und Aschennester mit einer starken Brandschicht. Nach 5 m Breite lief letztere gegen das Stadttinnere ansteigend aus. An einer solchen Stelle fanden sich zwei große Steinblöcke, außerhalb deren die Kulturschicht aufhörte. Diese Steine können als Pfostenlager gedient haben. Ein besonders starkes Lehmlager weist einen Ofen nach. Die Funde waren reichlich und stammen zur Hauptsache von Töpfen, außerdem ist noch ein lanzettförmiges Pfeileisen und aus der Mauergrube der Stadtmauer ein Türriegel zu verzeichnen. Unterhalb des Tores fand ich die gleichen Spuren von Holzhütten bis nahe an die Westecke.

Nach der Überlieferung soll sich die Kapelle in der nordwestlichen Ecke der Stadt befunden haben und ich habe diese Partie mit besonderer Sorgfalt sondiert. Es zeigte sich aber dort überhaupt keine Kulturschicht und noch weniger Fundamente von Steinbauten. Alt-Gemeindeschreiber Müller von Unter-Engstringen berichtete mir, daß er im Jahre 1902 im Auftrag von zwei Zürcher Professoren, deren Namen er nicht mehr wußte, Sondierungen nach der Kapelle gemacht habe und Erfolg gehabt hätte. Da er die Lage nicht mehr genau wußte, begab er sich mit mir auf den Platz, um die ungefähre Lage anzugeben. Daraufhin machte ich dort viele erfolglose Schnitte, um endlich 17 m unterhalb des Tores auf ein kleines Steingebäude zu stoßen, das wohl das gesuchte Objekt war. Es ergab sich ein kleines Fundament

von 3,5 auf 7 m innerem Durchmesser mit 0,70 m starken Mauern, das an die Stadtmauer angebaut war. Nach dem Grabungsergebnis kann dies aber unmöglich eine Kapelle gewesen sein. Im Innern fanden sich viele unglasierte Becherkacheln und die Lehmreste eines Ofens. Auch andere Keramik lag in den Brandschichten, 5 Schlüssel an einem Bund, ein Pfeileisen und eine große Menge vermauerter römischer Leistenziegel. Entsprechend diesem Ergebnis kann das Häuslein nicht als Kapelle betrachtet werden. Südlich von diesem Haus zog sich die Brandschicht tiefer in das Stadttinnere als sonst, auch lagen verschiedene Gruben mit Brandschutt und Funden in diesem Vorgelände. Die Lehmknollen mit Ruteneindrücken lagen hier besonders zahlreich.

Die Untersuchung der Südfront.

Diese Sondierungen umfaßten die Stadtpartie gegen die Limmat und ergaben in der ungefähren Mitte wieder einen Steinbau, die Kapelle, und Holzbauten in gleicher Weise wie bei der Nordfront. Östlich ist die Stadtmauer auf eine Länge von 90 m von der Limmat weggerissen, dann bis zur Kapelle erhalten und von da an bis zur Westecke ganz ausgebrochen. Sondierungen außerhalb der Mauer ergaben nirgends ein Resultat. Von der Westecke 62 m entfernt und gegenüber dem Stadttor fand ich ein Fundament von 6,40 auf 11 m innerem Ausmaß mit 0,90 m starken Mauern. Es ist an die Stadtmauer angebaut und weist einzig stärkeres Mauerwerk auf als die Steinbauten der Nordfront. Wenn ich dieses Gebäude als Kapelle betrachte, so ziehe ich in erster Linie in Erwägung, daß sich sonst nirgends eine Steinbaute gefunden, die als Kapelle in Betracht käme, denn sie enthielten alle Ofenheizung. Hier fand ich keine Spur einer Beheizung und auch die Funde können sehr wohl aus einem kirchlichen Gebäude stammen. Es sind dies drei Topfscherben, eine kleine Schnalle, ein Hufeisen und ein Pfeileisen. Das ganze Gebäude wies keine eigentliche Brandschicht auf, sondern es fand sich nur zwischen den Steinen schwarzer Schutt mit Sand vermischt. Das wenige Holzmobiliar einer Kapelle konnte keine starke Brandschicht hinterlassen und es spricht diese Feststellung sehr für meine Annahme. In der Mitte der südlichen Mauer fand sich ein Mauer-

rest von einem Meter im Geviert, der sehr wohl von einem Altarunterbau stammen könnte. Ebenso lag in der südöstlichen Ecke ein gleich großer Fundamentrest. Daß die Kapelle nur ein Holzbau gewesen sei, halte ich für ausgeschlossen; Stumpf spricht von einem Geläute von vier Glocken, was auf eine größere Anlage mit solidem Bau hinweist.

Außerhalb der östlichen Kapellmauer entlang zog sich ein Steinbett zur Stadtmauer, welches wohl zu einem Durchgang in der Stadtmauer führte, der durch den Ausbruch der Mauern ganz verschwunden ist. Sonst sind die Feststellungen über Holzbauten die gleichen wie bei der Nordfront und es erübrigt sich, weiter darauf zurückzukommen. Durch Abschwemmung ist das Terrainniveau gesunken und Reste einer Brandschicht fanden sich nur noch in den geschützten Winkeln der Stadtmauer entlang. Westlich der Kapelle waren die Verhältnisse wieder günstiger und es konnte die Brandschicht auf eine Breite von 5 m festgestellt werden.

Die Sondierungen im Innern der Stadt.

Alle Versuchsergebnisse an der Westfront ergaben nur den Verlauf der Stadtmauer, aber keine Kulturschichten. Somit ist sicher, daß diese ganze Front bei der Zerstörung des Städtleins noch gar nicht ausgebaut war. Um festzustellen, ob das Stadtinnere auch bebaut gewesen, habe ich unzählige Sondierungen gemacht und nirgends eine Kulturschicht gefunden. In der östlichen Stadthälfte war die Humusschicht allgemein stärker als in der westlichen und es ist anzunehmen, daß in der ersteren Gärten und in der letzteren Äcker lagen. Einzig vor dem Stadttor zeichnete sich schon im Graswuchs ein runder Platz ab, der unter wenig Humus reinen Kies ergab. Dieser Platz ist wohl künstlich angelegt worden.

Die Funde in der Stadt.

Die Funde lagen allgemein in der Brandschicht und nur im freien Feld infolge der Feldbearbeitung auch unter dem Humus. In Bezug auf die Zahl der Funde bereitete die Grabung eine Enttäuschung, denn sie bleiben weit hinter den Erwartungen zu-

rück. Die Keramik ist aber doch noch so reichlich vertreten, daß sie einen einigermaßen abgeschlossenen Bestand repräsentiert und so den Typ für diese Zeit wiedergibt.

Gegenstände aus Eisen.

Im kleinen Haus lagen fünf Schlüssel zu einem Ballen zusammengerostet als ehemaliger Schlüsselbund. Vier davon sind Hohlschlüssel in bekannter Form. Aus starkem Eisenblech wurde die Form des Schlüssels ausgeschnitten, das Rohr gedreht, das Ende umgebogen und als Ring in das Rohr hineingeschoben. Der Ring ist deshalb immer bandförmig, die Bartform noch sehr primitiv. Die Länge beträgt zwischen 7,5 und 10,5 cm. Der vierte Schlüssel, ein Stabschlüssel hat 9,5 cm Länge mit einem runden Ring, der an den Stab angeschmiedet wurde und dort bedeutend stärker ist.

Fünf Pfeileisen haben eine Länge von 7,5 bis 8,5 cm, einen Tüllendurchmesser von 1 cm und lanzettförmige Spitzen. Der Übergang zur Tülle ist rund und geschweift. Ein einziges Pfeileisen hat eine vierkantige Spitze und einen Dorn. Seine Länge beträgt 6,5 cm. Alle Spitzen stammen von Pfeilen für den Bogen. Ihr Fundort liegt in den Steinbauten der Süd- und Nordfront, als Zeichen, daß dort am härtesten gestritten wurde.

In der Kapelle fand ich das einzige Messer von 27,5 cm Länge mit einer Griffzunge von 9,5 cm. Der Rücken verläuft gerade und ist nur gegen die Spitze einwärts geschweift. Die Schneide ist ebenfalls gerade und gegen die Spitze leicht geschweift.

Ein Hufeisen mit einem Gittereinbau fand sich in der Kapelle. Es ist 15 cm hoch und 12 cm breit. Auf jeder Seite liegen fünf Nagellöcher, die hintern rund und die vordern rechteckig. Die Stollen sind hoch und schmal. Für diese Zeit auffallend sind die breiten und glatten Schenkel. Der Einbau besteht aus einer Stange von Stollen zu Stollen und zwei darauf stehenden Stäben zur Spitze des Eisens. An allen vier Berührungspunkten ist das Gitter mit dem Hufeisen zusammenschmiedet. Das Eisen ist für einen kranken Huf berechnet worden, indem unter das Gitter der Verband gelegt wurde. Es mag nicht gerade ein Zufall sein, daß das Eisen in der Kapelle gefunden wurde, denn es konnte

hier gesegnet oder geweiht worden sein, um die Krankheit zu bannen. Der zu diesem Eisen gehörige Nagel hat einen flachen Kopf, beidseitig schräg abgeschnitten.

Zwei Schloßriegel von 10,3 und 14,5 cm Länge haben einerseits in der Mitte zwei dreikantige Dornen, zwischen denen der Schlüsselbart eingriff und den Riegel bewegte. Gegenüber ist ein kleiner Einschnitt, in den die Schloßfeder eingriff.

Eine 9 cm lange Schnalle aus Eisendraht ist nur 1 cm breit und derart abgeschlossen, daß beide Drahtenden breitgeschlagen und durch eine Niete miteinander befestigt wurden. Eine weitere, runde Schnalle lag in der Kapelle. Sie hat 3,9 cm Durchmesser und ist verzinkt.

Alle Nägel haben eine Länge von 3 bis 5,5 cm und vierkantigen Stift. Sie wurden in der Weise verfertigt, daß man den Draht an einer Stelle breit schlug und entzwei schnitt. So konnten zu gleicher Zeit zwei Stück verfertigt werden.

Erwähnen möchte ich noch ein 2 cm breites und noch 18 cm langes Blechband mit Nagellöchern, das verzinkt war. Es dürfte Beschlag zu einem bessern Holzgefäß sein.

Die Keramik.

Unglasierte Becherkachelfragmente fanden sich in allen Brandschichten mit Ausnahme der Kapelle und des Tores. Sie sind denen der Burg gleich. Ganze Kacheln konnten keine zusammengesetzt werden, da sie sehr weich gebrannt sind und nur der Rand, der auf der Töpferscheibe erstellt wurde, eine größere Härte aufweist. Sie haben einen Mündungsdurchmesser von 7 bis 9 cm, außen breite Riefeln und sind aus rotem Ton erstellt. Die Mehrzahl hat einen lippenartigen Rand (Abb. 2/8) und nur ein Profil zeigt einen knollenartigen Rand (Abb. 2/9). Vergleicht man diese Becherkacheln mit denen von Schönenwerd, wo eine lückenlose Folge vorliegt, so kann man sie in die Mitte des 13. Jahrhunderts datieren, was mit den urkundlichen Belegen übereinstimmt.

Die übrige Keramik ist nicht vielseitig, sondern es finden sich nur Schüsseln, Töpfe und Gefäßdeckel vor. Unter den Töpfen treten zwei Formen hervor, solche mit Füße und Henkel und

solche ohne diese. Beide Typen fanden sich im gleichen Verhältnis in allen Brandschichten.

Die Töpfe mit Füßen und Henkel sind Kochtöpfe, von denen einer mit unendlicher Mühe zusammengesetzt und ergänzt werden konnte. Er ist aus hellgrauem Ton, der sehr weich gebrannt ist und deshalb leicht bricht. Der Topf hat eine Höhe von 23 cm, einen Mündungsdurchmesser von 16 cm, kugelige Form mit breitem, abstehenden Rand (Abb. 2/10). Die Füße sind walzenförmig mit umgestülpten Enden, durch Fingereindrücke verziert. Die beiden Henkel sind auch walzenförmig, schließen wenig unter dem Rand an und bilden einen rechten Winkel zur Wandung. Sie sind im Winkel mit den Fingern platt gedrückt. Der breite Rand schließt lippenförmig ab und trägt oben eine Furche, um den Deckel auflegen zu können. Um den Bauch des Topfes läuft ein Band feiner Rillen als Verzierung.

Die gewöhnlichen Töpfe gliedern sich in zwei Gruppen mit verschiedenen Randprofilen. Der Topf Abb. 2/11 konnte soweit zusammengesetzt werden, daß seine Form sich ergibt. Er hat eine rekonstruierte Höhe von 18 cm, einen Mündungsdurchmesser von 13 cm und einen Bodendurchmesser von 10,5 cm. Er wurde aus grauem Ton gefertigt. Seine Form ist kugelig, gegen den Boden hin mehr gestreckt, der Hals geschweift mit verstärktem, leistenförmigem Rand, der dachartig abschließt. Über die Hüfte laufen vier breite Furchen als Verzierung und darunter als Fortsetzung unzählige feine Rillen. Dieses Profil findet sich weiter entwickelt in den Fragmenten Abb. 2/12—15, 25, indem der Rand mehr auswärts neigt und kräftiger ausgeführt wird. Zuletzt tritt die Kante als betonte Rippe hervor. Als Verzierungen finden wir auf diesen Töpfen nur Rillen und Furchen.

Neben diesem Profil gibt es auch den Knollenrand an Töpfen aus rotem Ton, der in mehreren Exemplaren vorliegt (Abb. 2/16, 17, 22). Als Verzierungen erscheinen das Wellenband und das Laufradornament. Letzteres wird besonders gerne serienweise angebracht und einzelne Stücke tragen bis zu sieben Reihen solcher viereckiger Einstiche.

Von drei Schüsseln liegen nur Fragmente vor, die sich durch besonders starke Wände ohne Verzierungen auszeichnen. Die

Schüssel Abb. 2/18 hat einen Mündungsdurchmesser von 28 cm und 1 cm dicke Wand. Sie wurde aus rosarotem Ton erstellt. Der Rand wird auswärts geneigt und lehnt sich in der Form an denjenigen der gewöhnlichen Töpfe an. Die andere Schüssel aus rotem Ton hat 32 cm Durchmesser mit geschweift ansteigender Wand (Abb. 2/19). Der Rand ist verstärkt auswärts geneigt und lehnt sich im Profil den Töpfen mit Knollenrand an. Von einer Schüssel aus grauem Ton ist nur die Mittelpartie erhalten. Man sieht noch den Ansatz eines Henkels und auf dessen Höhe zwei Reihen dreieckiger Eindrücke vom Laufradornament.

Der Gefäßdeckel Abb. 2/20 aus rotem Ton hat eine Höhe von 1,7 cm, einen obern Durchmesser von 6,2 cm und einen Bodendurchmesser von 4,5 cm. Die Oberfläche ist rau und unter dem Rand läuft eine Furche.

Die Funde der zweiten Wohnperiode.

Wie bereits erwähnt, fand sich in der südöstlichen Ecke beim Turm eine zweite Kulturschicht mit Funden, die bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts hinaufreichen. Von braun und olivgrün glasierten Medaillonkacheln sind verschiedene Stücke vorhanden. Von Töpfen mit Henkel und Füßen liegen mehrere innenglasierte Stücke vor und von einem Topf selbst soviel, daß er zusammengesetzt und ergänzt werden konnte. Er hat eine Höhe von 22,5 cm, einen Mündungsdurchmesser von 15 cm, eine Bauchweite von 27 cm und 5 cm hohe Füße (Abb. 2/21). Er wurde aus rotem Ton gefertigt und trägt olivgrüne Innenglasur. Seine Form ist stark bauchig mit betontem Hals und breitem, auswärts geneigtem Rand, der lippenartig abgeschlossen wird. Auf dem Rand läuft eine Furche zum Auflegen eines Deckels. Die Trennung des Halses vom Rand bildet eine starke Rippe. Unterhalb des Henkels laufen vier Rillen als Verzierung. Die Füße sind rund und deren Enden umgelegt. Der bandförmige Henkel mit flacher Rückenfurche schließt am Rand des Topfes bündig an.

Verschiedene Fragmente von Schüsseln tragen braune Innenglasur und einen überaus stark entwickelten Rand (Abb. 2/26).

Aus unglasierter Ware wurde ein Topf, ein Schüsselfragment und Fragmente zweier Gefäßdeckel gefunden. Der Topf Abb. 2/22

ist aus grauem Ton mit hartem Brand erstellt. Er hat einen Mündungsdurchmesser von 13 cm, einen Bodendurchmesser von 13 cm und eine Höhe von 17 cm. Seine Form ist gestreckt bauchig mit geschweiftem Hals und einem sehr stark entwickelten Profil. Der Rand hat oben eine Furche zum Auflegen eines Deckels und außen als unterer Abschluß eine Leiste. Dieses Randprofil ist die letzte Entwicklung der gewöhnlichen Töpfe der allgemeinen Brandschicht. Der Gefäßdeckel Abb. 2/28 ist von rotem Ton mit einem Durchmesser von 13 cm und einer Höhe von 4 cm. Es ist eine sehr rohe Arbeit, die einer frühern Periode zugeteilt werden könnte, wenn nicht ein darauf sich befindender Glasurtropfen ihn als spätere Arbeit kennzeichnen würde. Der konische Knauf ist oben flach und seitlich rund eingezogen. Die Wand ist wellenförmig mit rundem Abschluß. Der Durchmesser entspricht der Mündung des Topfes Abb. 2/23 und dürfte der Deckel zu ihm gehören. Weitere Deckelfragmente sind aus hellblauem Ton und etwas früher zu datieren. Endlich fand sich noch das Randstück einer grauen, kleinen Schale, wie solche bei Schönenwerd in der Brandschicht 1371 gefunden wurden. Sie hat einen Mündungsdurchmesser von 13 cm und eine Höhe von 3 cm (Abb. 2/24). Der Boden ist sehr klein und die Wand weit ausladend mit bandförmigem Randabschluß.

Die Datierung dieser glasierten und unglasierten Keramik kann durch Vergleich mit gleichen Stücken von Schönenwerd in die Zeit von 1258 bis 1350 gelegt werden, nach welchem Zeitpunkt die Ruine endgültig verlassen wurde.

Verschiedenes.

Hohlziegelfragmente fanden sich in kleinen Mengen beim Turm und der kleinen Steinbaute beim Tor. Bei letzterem Gebäude lagen auch Fragmente von gebrannten Bodenplatten und Backsteinen. Sonst waren alle Baufragmente beim Ausbruch der Mauern restlos abgeführt worden. Erwähnenswert sind noch die Funde aus der römischen Zeit. Leistenziegelfragmente, die man in den Ruinen von Dietikon fand, wurden an allen Orten vermauert und hauptsächlich im kleinen Gebäude beim Tor. Bei den Sondierungen unterhalb der Kapelle lag unter einem Wurzelstock

der Rand einer römischen Reibschale und ein Leistenziegelfragment von außergewöhnlicher Form.

Alle Funde, Pläne, Zeichnungen und Grabungsbericht liegen im Ortsmuseum Dietikon. Die Grabung habe ich in den Jahren 1937—40 in meiner Freizeit während 418 Arbeitsstunden durchgeführt. Die Kosten für Konservierung der Fundgegenstände, der Photoarbeiten usw. übernahm die Kommission für Heimatkunde in Dietikon. Dank einer namhaften Geldspende von Herrn Dr. Hans Hürlimann in Zürich konnte ich für die Untersuchung der Gräben bei der Burg einen Arbeiter beschäftigen. Die Untersuchung des Stadtgebietes, wo der Erfolg hauptsächlich in der Beobachtung auch der kleinsten Einzelheit lag, habe ich allein durchgeführt. Die Planaufnahme im Maßstab von 1 : 200 besorgte kostenlos eine Fachklasse der Gewerbeschule Dietikon. Der Ökonomieverwaltung des Klosters Fahr schulde ich besondern Dank für die Erlaubnis, auf ihrem Grund und Boden nach freiem Ermessen und ohne Entschädigung für Kulturschaden graben zu dürfen. Ebenso stand mir das Klosterarchiv offen, um alte Pläne und Güterverzeichnisse zu verarbeiten.

Ergebnis.

Wir fassen zusammen: Das Städtlein Glanzenberg wurde in die weitverzweigte Limmat hineingestellt, dort wo eine Furt den Fluß in bester Lage zwischen Zürich und Baden passierbar machte. Auch für den Stadtgraben konnte so ein alter Flußarm benützt werden, der ohne Mühe westlich wieder der Limmat zugeleitet werden konnte. Primitive Hütten standen der Stadtmauer entlang, durch drei Steinbauten in Abschnitte zerlegt, was bei einer Feuersbrunst den großen Vorteil brachte, diese auf einen Stadtteil lokalisieren zu können. Das Stadtinnere weist vor dem Tor einen größeren, bekiesten Platz auf, der als Stapelplatz dienen konnte. Das übrige Land ergab Gärtlein und kleine Äcker, durch eine kräftige Humusschicht belegt. Außerhalb des Städtleins gehörten noch Wiesen und Wald dazu, alles das was heute im Gemeindebann Unter-Engstringen liegt. Die Westfront war noch nicht ausgebaut, was vielleicht durch fehlenden Zuzug von Bewohnern zu erklären ist. Das ganze Städtlein hatte eine Ausdehnung von

0,75 Quadratkilometer, was einer Einwohnerschaft von höchstens 250 Seelen entspricht. Man kann 40 Familienhäupter annehmen, die ebenso viele Häuser bewohnten. Dabei sind inbegriffen die gewerblichen Betriebe wie das Wirtshaus, Mühle, Schmiede und die Wohnung des Stadtschultheißen, Fahrknechte und Fischer mußten auch vorhanden sein. Der Rest der Bewohner, d. h. der Hauptteil, bestand aus Bauern.

III. Richensee.

Von Reinhold Bosch.

1. Gründung und Zerstörung.

Das kleine Städtchen Richensee¹ am Nordende des Baldeggersees ist nicht, wie bis dahin angenommen wurde, aus einer einfachen Fischersiedlung hervorgegangen², sondern — wie wir später sehen werden — eine planmäßige Gründung der Kyburger, in gewissem Sinne eine Erweiterung des wahrscheinlich schon im 11. Jahrhundert von den Grafen von Lenzburg erbauten Megalithturmes. Die Lage und Struktur dieses noch heute erhaltenen imposanten Bauwerkes, im Volksmunde « Römerturm » genannt, läßt sich in mancherlei Hinsicht mit dem vielleicht im gleichen Jahrhundert aufgeführten Bergfried des Schlosses Hallwil³ vergleichen. Beide stehen am Nordende eines Sees, ziemlich genau

¹ J. Winkler: Richensee. Luzern 1890.

² P. X. Weber: Zur Heimatkunde von Hitzkirch und Umgebung. Feuilleton des « Vaterland », 6., 7., 8. Juni 1918, S. A. Seite 12.

³ Nils Lithberg: Schloß Hallwil. Stockholm 1930, Bd. IV, 5—15.— W. Merz: Die mittelalterlichen Burganlagen und Wehrbauten des Kt. Aargau. Aarau 1905. Bd. I, 222. — Lithberg: Schloß Hallwil. Basel 1926. S. 14. — Dr. H. Lehmann: Schloß Hallwil und seine Bewohner. 1939. S. 28 f. Lithberg setzt die Erbauung des Bergfriedes in die Zeit um 1000, Lehmann um 1200, Merz schreibt: « ... vielleicht schon im XI., jedenfalls zu Beginn des XII. Jahrhunderts ». — Als Megalithturm läßt sich mit dem Turm von Richensee am besten die Burg vor der Stadt Aarau, das sog. « Schlöbli », in Vergleich bringen, deren Erbauung von Merz (a. a. O., S. 43) in den Anfang des 11. Jahrhunderts gesetzt wird. Vgl. Anmerkung 28 dieses Aufsatzes.

in der Mitte der Talsohle, am Ausflusse des Sees. Beide wurden an einer uralten Querverbindung der beiden Talseiten in unmittelbarer Nähe einer Weggabelung errichtet. Sie dienten nicht nur der Beherrschung dieser Verbindungswege, sondern auch der Aufsicht über den See und der Sicherung der Herrschaftsrechte der Grafen von Lenzburg. Beide Türme sind aus mächtigen erratischen Blöcken erbaut. Sie wurden zur Zeit der Kyburger (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts) zum Mittelpunkt einer größeren mauerumwehrten Siedelung: am Aabach entstand das Wasserschloß Hallwil, eine Ganerbenburg von 100 m maximaler Länge und 48 m maximaler Breite, am Nordende des Baldeggersees das vom See und dessen Ausfluß (Aabach oder Wag), sowie einem künstlichen Wassergraben geschützte Städtchen Richensee, über dessen Größe wir im 2. Teil Näheres vernehmen werden.

Zweifellos war der Turm Richensee, der seinen Namen nach dem See erhalten hatte⁴, schon zur Zeit der Lenzburger von einem Vogte bewohnt. Von 1242 an wird öfter ein Vogt (advocatus) Arnold als Vertreter der Kyburger in diesen Gebieten genannt⁵. Ohne Zweifel hatte auch er seinen Sitz in dem Megalithturm, von dem noch habsburgische Rödel aus der Zeit um 1300 als dem «castrum» des Grafen Hartmann von Kyburg († 1263) sprechen, dessen Vogt Arnold von Richensee war⁶. Was nun die Gründung des Städtchens Richensee anbetrifft, ist es das Verdienst von Staatsarchivar Dr. H. Ammann in Aarau, die Urkunde aus dem Jahre 1237⁷, die bis dahin immer für die Erbauung der Burg Grünenberg (ursprünglich «die obere Richensee», später die «untere Lieli» genannt) östlich von Richensee in Anspruch genommen worden war, richtig gedeutet zu haben⁸. Diese vermeldet, daß die

⁴ Der Baldeggersee hieß bis um 1500 Richensee, gelegentlich wird er im Mittelalter auch «Heideggersee» oder «See zu Hitzkirch» genannt. Dr. F. R. Wey: Die Deutschordenskommende Hitzkirch. Luzern 1923. S. 57 f.

⁵ Schieß: Quellenwerk 457, 509, 747, 753 und 757.

⁶ Habsburger Urbar II 211.

⁷ Dr. Th. v. Liebenau: Urkundenbuch des Stiftes Beromünster. Stans 1906. Bd. I, No. 41, S. 114.

⁸ Ich verdanke Herrn Dr. H. Ammann die Einsichtnahme in sein Mskr., einen Ausschnitt aus einer im Entstehen begriffenen Geschichte des schweizerischen Städtewesens im Mittelalter.

Grafen Hartmann von Kyburg dem Stifte Beromünster die Wälder Buchholz und Winholz mit anderen Liegenschaften zurückerstatten, dafür aber ein Gut bei Ermensee zum Bau einer «munitio» erhalten. (...«ob quod factum eorum tam pium, tam laudabile, cum ipsi munitionem quandam in fundo ecclesie beronensi pertinenti, apud Armense construere intenderent, dictus prepositus cum suis canonicis, petitioni ipsorum et voluntati hilario animo occurrentes, quantum de fundo, munitione dicta occupato, ad ecclesiam pertinebat, cum palude et pratis, infra quercetum et colles domui theotonice attinentes, versus dictam munitionem constituit, in ius et proprietatem dictorum comitum contradiderunt, pleno iure.») Zwischen dem etwa 1 km nordwestlich von Richensee liegenden Dorfe Ermensee, dessen Gemeindebann sehr wahrscheinlich bis zum Aabach reichte, und dem Siedlungsgebiet von Richensee gab es ausgedehntes Sumpfland, da der postglaziale Baldeggersee im Norden erheblich weiter reichte als heute. Der Eichwald, der schon längst verschwunden ist, wäre auf der Wallmoräne der letzten Eiszeit (Zürichstadium) bei Hitzkirch zu suchen. Die dem Deutschordenshause in Hitzkirch gehörenden Hügel sind mit dem «Hubel» und «Schützenhubel», Wallmoränen östlich von Richensee, zu identifizieren. Ausdrücklich wird in der Urkunde von 1237 betont, daß nur ein Teil des für die Befestigung benötigten Bodens dem Stift gehörte. — Wahrscheinlich hatten die Kyburger zur Zeit des Abtretungsvertrages bereits mit dem Bau begonnen. Die ganze Schilderung der Örtlichkeit zeigt, daß es sich hier also nicht um den Bau der Burg Grünenberg, auch nicht um die Errichtung der Mühle zu Ermensee⁹, sondern nur um die Stadtgründung von Richensee handeln kann. Weil wir nun aber — wie Dr. H. Ammann schreibt — aus dem späteren Vorkommen der Hofstättenzinse annehmen dürfen, daß die Stadt Richensee planmäßig angelegt worden ist, und weil wir ferner Andeutungen für ihren Bestand schon kurz nach 1237 haben, so ist es wahrscheinlich, daß die 1237 von den Kyburgern gebaute «munitio» eben die Stadt Richensee gewesen ist. Handelte es sich jedoch um die Burg Grünenberg, so wäre die Bezeichnung «castrum» verwendet worden.

⁹ «Die Stadtmühle von Richensee» von A. H(öltschi), Feuilleton «Seethaler Bote» vom 21. März 1941.

Die Verkehrslage von Richensee war sicher keine sehr wichtige. Für einen Markt jedoch war in der Talschaft ein bedeutendes Hinterland mit blühenden Ortschaften (zum großen Teil schon von den Römern besiedelt), zahlreiche Burgen und alten christlichen Kultstätten (Hochdorf 10. Jahrh., Retschwil 10.(?), sicher 11. Jahrh., Hitzkirch 11. Jahrh.) vorhanden. Auch die kurz vor 1237 in Hitzkirch gegründete Deutschritterkommende spielte eine Rolle. Es war für den kyburgischen Vogt Arnold sicher wichtig, für die Behauptung der kyburgischen Besitzungen und seine häufigen Fehden gegen das Stift Beromünster nicht allein über einen festen Turm zu verfügen, in dem ja nur ein kleines Mannschaftskontingent Unterkunft finden konnte, sondern als Operationsbasis ein durch See und Sumpf, Wassergräben und Mauern gesichertes Städtchen zu besitzen. Arnold von Richensee gebührt ohne Zweifel das Verdienst, dessen Entwicklung — z. T. allerdings auf Kosten der Rechtsansprüche des Stiftes Beromünster — tatkräftig gefördert zu haben. Er ließ in Richensee eine Bäckerei¹⁰ und bei Ermensee eine Mühle¹¹ errichten, da bei den damaligen Gefällsverhältnissen der Aa eine solche Anlage in Richensee selber gar nicht in Betracht gefallen wäre. Sehr wahrscheinlich erhielt das neugegründete Städtchen schon unter den Kyburgern seine vier Jahrmärkte, die im Habsburger Urbar¹² erwähnt werden. Der Markt am hl. Kreuztag (14. Sept.) galt auch als Kirchenfest für Richensee, das von Anfang an nach Hitzkirch pfarrgenössig war¹³. In

¹⁰ Habsburger Urbar II, 340.

¹¹ UB Beromünster I, S. 148. Es handelt sich hier sehr wahrscheinlich um die obere, am Südausgang von Ermensee gelegene Mühle, in der Urkunde vom 12. August 1255 «*Molendinum apud Richenze*» genannt, doch heißt es in der im gleichen Jahre verfaßten schiedsgerichtlichen Schätzung der dem Stift Münster durch Graf Hartmann den jüngern von Kyburg und Vogt Arnold von Richensee zugefügten Schädigungen: «*Item Molendinum edificavit in fundo ecclesie Richense, per quod subjunguntur prata ecclesie apud Armense.*» UB Beromünster I, No. 84, S. 142.

¹² UB Beromünster I, S. 221.

¹³ Wey (a. a. O., S. 12) schreibt, auf die Behauptungen von Lütolf (Geschichtsfreund LVII, 98 ff.) und Estermann (Geschichte des Ruralkapitels Hochdorf, Luzern 1892, S. 40) sich stützend, die 1084 erstmals urkundlich nachweisbare Kirche von Hitzkirch sei als eigentliche Pfarrkirche von Richensee erbaut worden. Man hätte in jener Zeit die Gotteshäuser ab-

unbekannter Zeit wurde dann beim Nordeingang ins Städtchen außerhalb der Mauern eine dem hl. Laurentius und der hl. Gertrud geweihte Kapelle erbaut, die nur für Abendandachten dient (Altar 18. Jahrh.). — Der Wintermarkt fiel später weg. In den 1860er Jahren wurde ein vierter Markt am Pfingstmontag bewilligt.

Vogt Arnold von Richensee wird in den Urkunden zum letztenmal am 1. Februar 1259 genannt¹⁴. Fünf Jahre später ging das kyburgische Erbe an die Habsburger über. Damit wurde Richensee zum Sitz eines Amtes, das den habsburgischen Besitz vom Süden des Hallwilersees bis in die Gegend von Hochdorf umfaßte. Die Ausdehnung dieses bedeutenden Amtes geht aus dem großen habsburgischen Urbar (anfangs 14. Jahrh.) deutlich hervor. Über Richensee selber vernehmen wir allerlei Interessantes. So wird mitgeteilt, daß das Städtchen 23 Hofstätten besaß, «die der herrschaft eigen sint; der giltet jeglich jerlich ze zinse 16 d.» Es lagen dort auch 11 Gärten, von denen acht jährlich je 6 d und drei 4 d erlegen mußten. Weiter wird gemeldet, daß in Richensee früher ein Zoll erhoben worden sei, der dann aber von der Herrschaft nach Luzern verlegt wurde. — Jedermann sei zur Abgabe eines Fastnachtshuhnes verpflichtet. — Die Habsburger besitzen in Richensee das hohe und niedere Gericht¹⁵. — Es werden daselbst vier Jahrmärkte abgehalten. Wer Wein ausschenkt, ist verpflichtet, der Herrschaft an jedem Markttag $\frac{1}{2}$ Viertel Wein abzugeben. Soweit die Bestimmungen des Habsburger Urbars. Aus der oben genannten Zahl der Hofstätten läßt sich der Schluß ziehen, daß Richensee um 1300 nur etwa 100 bis 120 Einwohner besaß. Es handelte sich also um ein recht bescheidenes Städtchen, denn wir hören nie etwas von einem Schultheißen,

sichtlich außerhalb der Ringmauern gebaut, «damit sie den häufigen Belagerungen, Feuersbrünsten und Räubereien nicht ausgesetzt wären.» Nun gab es erstens einmal im 11. Jahrhundert noch keine städtische Siedlung Richensee, und wenn dann im 13. Jahrhundert das neugegründete Städtchen Richensee nach Hitzkirch pfarrgenössig wurde, so war das ein Fall, der bei den Städtegründungen im 13. Jahrhundert als Regel betrachtet werden darf. Vgl. das Verhältnis von Lenzburg zum Stauffberg, von Aarau zu Suhr usw.

¹⁴ Winkler, S. 23.

¹⁵ Der Galgen stand zwischen Richensee und Stäfli, wo der Flurname «Galgenmoos» noch heute an die Richtstätte erinnert.

einem Rate und einem Siegel¹⁶. Die Bewohner trieben Landwirtschaft und wohl auch Fischerei. Ziemlich bedeutende Einkünfte flossen aus den Jahrmärkten. Wahrscheinlich war auch das Handwerk vertreten. Die Bäckerei haben wir bereits erwähnt. Ganz bedeutungslos muß das Städtchen nicht gewesen sein, wird es doch in der großen Liste der habsburgischen Städte von 1367¹⁷ genannt.

Das Verhältnis zum Stifte Beromünster blieb seit den bewegten Zeiten des Vogtes Arnold ein gespanntes. In einer Öffnung von Beromünster aus der Zeit um 1299 vernehmen wir, daß die Bürger von Richensee unter dem Schutz ihrer Vögte widerrechtlich im Erlösenwalde Holz schlügen und mit Gewalt Äcker und Wiesen des Stiftes nähmen¹⁸.

Als zu Beginn des Sempacherkrieges im Januar 1386 die Eidgenossen sengend und brennend ins obere Seetal einfielen, leistete die Bürgerschaft von Richensee keinen Widerstand, sondern ließ sich ins Burgrecht der Stadt Luzern aufnehmen. Die im ältesten Luzerner Bürgerbuch¹⁹ überlieferten 104 Namen von aufgenommenen Bürgern beziehen sich nicht, wie vielfach angenommen wird, auf das Städtchen Richensee allein, sondern auf das ganze Amt. — Der Anschluß an die Eidgenossen sollte für das Städtchen schwere Folgen haben. Am 9. Februar 1386 drangen zwei österreichische Kolonnen unter dem Befehl des Johann von Ochsenstein, österreichischer Landvogt im Elsaß, Sundgau und Breisgau, und des Hans Truchseß von Waldburg, österreichischer Landvogt zu Baden, gegen Luzern vor. Die eine nahm ihren Weg durch das Seetal und bemächtigte sich wohl schon im ersten Ansturm des nicht stark bewehrten Städtchens, das durch Brand zerstört und dessen Mauern in der Folge niedergerissen wurden. Das war die harte Strafe für den Anschluß an die Eidgenossen. Die sog. Thurgauer Chronik²⁰ berichtet darüber: «Darnach bald in den

¹⁶ Mskr. Dr. H. Ammann.

¹⁷ Thommen I, 514.

¹⁸ UB Beromünster I, No. 240, S. 283.

¹⁹ Geschichtsfreund LXX.

²⁰ Th. v. Liebenau: Die Schlacht bei Sempach. Luzern 1886. S. 128. Vgl. Chronik der Stadt Zürich. Quellen zur Schw. Gesch. 18/104. Klingenbergers Chronik 116.

selben tagen überfielend die Heren von Oesterrich und pranten dz stättli Richensee und namend was da was und erstachen wol zwai hundert aidgnossen. Es verbran och vil lütt in der statt und ertruncken och vil jn dem See.» Ohne Zweifel hatten sich viele Leute aus der Umgebung beim Herannahen des österreichischen Heeres hinter die schützenden Mauern von Richensee geflüchtet.

Von dieser Zerstörung hat sich Richensee als Stadt nicht mehr erholt. Es sank zum offenen Dorfe herunter, das allerdings bis auf den heutigen Tag seine Märkte behalten hat. Im Juli 1386 erschienen die Eidgenossen wieder und besetzten die Gegend von Richensee bis Willisau. Nach der Schlacht bei Sempach kam der südliche Teil des Amtes Richensee zu Luzern. Die Österreicher bauten das von ihnen zerstörte Städtchen nicht mehr auf, dagegen scheint der Turm noch bewohnt gewesen zu sein. Denn 1412 haften noch am Turm Richensee 18 Mütt Kernen und 6 Pf. Pfennige ²¹.

1415 zogen die Luzerner unter Hauptmann Ulrich Walker aus und eroberten das Seetal bis in die Gegend des Hallwilersees. Aus der kurzen Zeit der luzernischen Herrschaft ist uns nur eine Notiz von Richensee überliefert. Nach dem Rechnungsbuch der luzernischen Ämter und Vogteien war ein «frömder man», der in Richensee eine Hofstatt erwarb, verpflichtet, den Bürgern ein Viertel (25 Maß) Elsässerwein und dem Herrn ein halbes Viertel zu geben ²². Schon 1425 aber wurde Richensee durch Spruch des Schultheißen und der Räte zu Bern samt anderen Seetalgemeinden dem Freiamte zugeteilt, das unter der Herrschaft der VII alten Orte (ohne Bern) stand. 1444 zog der Schmied von Richensee zur Belagerung der Farnsburg aus und fiel in der Schlacht bei St. Jakob a. d. Birs ²³. 1665 wurden in Richensee 148 Einwohner gezählt ²⁴. 1676 bestätigte der Landvogt Joh. Jak. Heidegger die Marktgebühren und erhöhte das Einzugsgeld auf 55 Gl. ²⁵. 1803 wurde Richensee dem Kanton Luzern einverleibt, 1887 unter vor-

²¹ Geschichtsfreund IX, 225.

²² Winkler, S. 56.

²³ Mündl. Mitteilg. Dr. P. X. Weber.

²⁴ Winkler, S. 80.

²⁵ Ebenda, S. 77 f.

mundschaftliche Kuratel des Regierungsrates gestellt (in einer Petition aus Hitzkirch wird 1888 vom «todtkranken Richensee» gesprochen!), 1897 als selbständige Gemeinde aufgehoben und mit Hitzkirch vereinigt. Damals zählte das Dörflein noch 15 Wohnhäuser. Die Einwohnerzahl war von 1850 bis 1888 von 229 auf 136 Personen gesunken. — An die Zeiten der bedeutenden Märkte erinnern heute noch die drei stattlichen Realrechtswirtshäuser.

2. Ausgrabungen und archäologische Untersuchungen.

Die ersten das Siedlungsland von Richensee betreffenden Forschungen gehen ins Jahr 1930 zurück²⁶. Im Auftrage der Historischen Vereinigung Seetal führte der Verfasser mit Bezirkslehrer Härri von Seengen an einem Januarnachmittage im Gelände zwischen Richensee und dem Ufer des Baldeggersees, sowie westlich des ehemaligen Städtchens mehrere Bohrungen aus, die den Zweck verfolgten, Klarheit über die frühere Ausdehnung des Sees zu gewinnen. Es konnte festgestellt werden, daß die Seekreideschicht, die am heutigen Seeufer mit dem Bohrer nicht ergründet werden konnte, gegen Süden zu immer dünner wird und bei Richensee allmählich auskeilt. Der Turm von Richensee steht jetzt 360 m vom Ufer entfernt. Seine Sohle ist 4 m höher als der Spiegel des Baldeggersees. Etwa 100 m südlich von Richensee besitzt die unter einer Torfschicht von 1,50 m liegende Seekreideschicht noch eine Mächtigkeit von über 1 m. Darunter befindet sich blauer Lehm (Gletscherton). Von besonderem Interesse war die Feststellung, daß sich die Seekreide nicht nur südlich, sondern auch westlich bis in die unmittelbare Nähe der Häuser von Richensee verfolgen ließ.

Wie die in den letzten zwei Jahrzehnten zu großer Bedeutung gelangte Pollenanalyse (Bestimmung der Blütenstaubkörner in Torf und Seekreide) bewiesen hat, herrschte in der Bronzezeit ein wärmeres Klima als heute, sodaß die meisten Seespiegel sanken und die flachen Uferstrecken zu verlanden begannen. Daß diese Torfbildung auch vom Nordende des Baldeggersees Platz

²⁶ Heimatkunde aus dem Seetal 1931, S. 5.

ergriffen hatte, beweisen die paludes (Sümpfe) in der Urkunde von 1237. Uns interessiert nun in erster Linie die Frage, wie weit die Torfbildung in der Gegend von Richensee damals vorgeschritten war. Auf seinem Kärtchen « Der Baldeggersee im Laufe der Jahrtausende »²⁷ zieht der Geologe Dr. J. Kopp die Uferlinie des Baldeggersees vor der Absenkung im Jahre 1806 dem Südrande der Siedelung Richensee entlang. Damit wäre ja für uns die Frage gelöst: wenn Richensee zu Beginn des letzten Jahrhunderts noch am See lag, so haben ganz sicher im 13. Jahrhundert die Wellen des Baldeggersees seine Mauern bespült. Nun hegen wir aber berechtigte Zweifel in die Zuverlässigkeit dieser Uferlinien auf dem Kärtchen von Dr. Kopp. Die Absenkung des Seespiegels betrug nach Dr. Kopp im Jahre 1806 nur etwa 30—40 cm. Es ist ausgeschlossen, daß bei dieser geringen Tieferlegung die ausgedehnten Moorflächen südlich von Richensee entstanden sind. Auf der von Joh. Adam Riediger 1733 herausgegebenen Karte liegt Richensee schon ziemlich weit vom Seeufer entfernt. Eigenartigerweise finden sich auf dieser Karte 4 Wohnstätten westlich und 11 östlich des Aabaches eingezeichnet, während es feststeht, daß auch damals die Großzahl der Häuser von Richensee auf der Westseite des alten Flußlaufes gestanden hat.

Das im Jahre 1865 erstellte Blatt des Topographischen Atlas zeigt am Nordufer des Baldeggersees keine wesentlichen Unterschiede zum heutigen Kartenbild, trotzdem der Baldeggersee 1869/70 nochmals um 1,15 m abgesenkt wurde. Es ist wohl möglich, daß im 13. Jahrhundert der See noch bis zur Südflanke des Städtchens Richensee reichte. Um jedoch den strikten Beweis hierzu liefern zu können, benötigte es einer größeren Ausgrabung mit eingehenden Detailuntersuchungen. Setzen wir nun im Süden den schützenden See voraus, dann war das Städtchen im Osten und Norden durch den früher breiten Arm des Aabachs und im Westen durch einen künstlichen Wassergraben gesichert. Richensee war also — wie das Schloß Hallwil — eine richtige Wasserburg.

Als Mitte Juli 1938 in Gelfingen ein Arbeitslager geschaffen wurde, um in der « Seematte » südlich von Richensee im Auftrage der Historischen Vereinigung Seetal größere Pfahlbauausgrabun-

²⁷ « Schweizer Naturschutz » 1940, No. 4, S. 47.

gen vorzunehmen, befaßte sich die Grabungsleitung bald mit dem Gedanken, durch einige Notstandsarbeiter auch Sondierungen im ehemaligen Städtchen Richensee ausführen zu lassen. Es stellten sich uns dabei folgende Probleme in den Vordergrund:

1. Läßt sich der alte Bering von Richensee noch feststellen?
2. Wird es möglich sein, durch nähere Untersuchungen des Megalithturmes, verbunden mit Plan- und Detailaufnahmen, über die Zeit der Erstellung einigermaßen Gewißheit zu erhalten?
3. Lassen sich im Mauerwerk der dortigen Höfe eventuell noch Reste der 1386 niedergebrannten Häuser feststellen?

Die Ausgrabungskommission erklärte ihr Einverständnis und der Regierungsrat des Kt. Luzern wie das luzernische Arbeitsamt, die unsere Arbeiten in jeder Hinsicht förderten, stellten in Verbindung mit Bund und Gemeinden die finanziellen Mittel zur Verfügung. Gemeindeammann X. Bühlmann von Hitzkirch, dessen zwei Söhne sich gelegentlich als Hilfsleiter in den Dienst der Sache stellten, führte mit den in Betracht fallenden Landbesitzern die nötigen Unterhandlungen. Mitte August konnte nach dem Einbringen der Heuernte mit den Sondierungen begonnen werden, für die in der Regel sechs Notstandsarbeiter aus Hitzkirch beschäftigt wurden.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß der noch heute im Osten und Norden die Siedlung umfließende, allerdings schon wesentlich verlandete Aabachlauf im Mittelalter als schützender Wassergraben benützt worden war, legten wir den ersten Schnitt unweit der Brücke im Norden an (siehe Plan, Abb. 1). Schon nach den ersten Spatenstichen kam eine kompakte Steinsetzung von 2,30 m Breite zum Vorschein, bestehend aus mittelgroßen Rollsteinen ohne Mörtelverband. In zehn Tagen wurden nun weitere 13 Sondierschnitte dem Laufe des Aabaches entlang und im Süden ausgeführt. Geradezu frappant ist die verschiedene Breite der Fundamente in den Schnitten I—VI, schwankt sie doch zwischen 2,30 und 6 m! In den Grundstücken 380 und 382 konnte wegen der Gartenkulturen nicht gegraben werden. Vom aufgehenden Mauerwerk fand sich nur in Schnitt VI die unterste, in Mörtel gefügte Steinlage der Außenfront. Von den ersten 14 Sondierschnitten waren nur zwei ohne Mauerreste. In Schnitt XII muß

das Mauerfundament in unbekannter Zeit vollständig herausgebrochen worden sein. In Schnitt XIV hatten wir den Mauerzug verfehlt. Im Grundstück 390, unweit Schnitt XIII, springt die

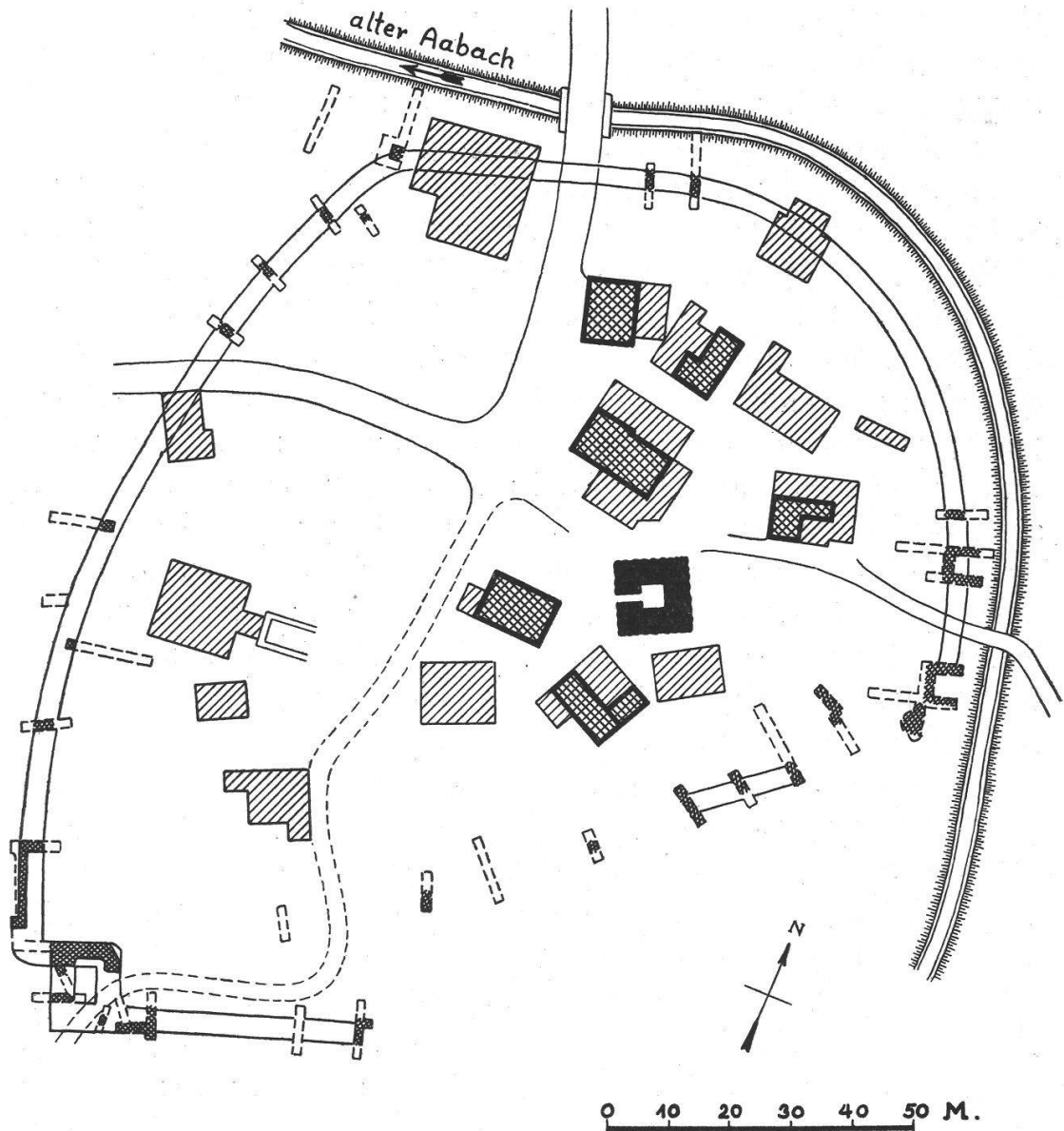


Abb. 1 Richensee (Grabungsplan 1938).

Mauer in rechtem Winkel nach Süden, wo wir in Schnitt XV wieder auf sie stießen. — Damit war nun die Hälfte des Beringes festgestellt. Etwas rätselhaft ist der Verlauf im Südostsektor des Städtchens, wo an drei Stellen Mauerwinkel bestanden haben müssen. Ihre genaue Festlegung hätte eine umfangreichere Ausgrabung erheischt, für die uns weder Zeit noch Mittel zur Verfügung

standen. Wir hofften sie im folgenden Jahre in Verbindung mit den Pfahlbauausgrabungen bei Baldegg ausführen zu können, doch der Ausbruch des Krieges hat unsere Pläne zunichte gemacht. Es werden, wie wir am Schlusse unseres Aufsatzes feststellen, in Verbindung mit einer späteren Grabung noch eine Reihe anderer Fragen zu klären sein.

Bis zum 9. September wurden nun noch die Schnitte XV—XXVII angelegt, um den Mauerbering im Westen und Südwesten festzustellen. In den Schnitten XVI und XVII fanden sich die Reste einer turmartigen Anlage mit einer Mauerfundamentbreite von etwa 4 m. Es handelt sich also um eine Sicherung dieser wichtigen Mauerecke im Südwesten. Von hier verlief der Mauerzug zuerst in ziemlich gerader Richtung nach Norden, um dann nach Osten abzubiegen. Das Haus in Grundstück 391 steht direkt auf den Fundamenten des Beringes, wie die Gebäude in den Grundstücken 352 und 380.

Wahrscheinlich hatte Richensee zwei Stadttore, das eine im Norden südlich der heutigen Aabachbrücke, das andere im Westen, wo das Sträßchen nach der anderen Talseite führt. Leider war es nicht möglich, sie durch Ausgrabungen zu fassen.

Der Mauerbering von Richensee schloß ein im Südosten geknicktes Oval von maximal 150 m Länge (Süd-Nord) und maximal 125 m Breite (West-Ost) in sich. Die Mauerlänge betrug rund 520 m. Nach unserer Berechnung maß der Flächenraum innerhalb des Mauerzuges etwa 12 750 m². Ziehen wir das vom Turm, der Straße und den Verbindungswegen in Anspruch genommene Terrain ab, so stand um 1300 bei 23 Hofstätten für die einzelne Hofstätte mit Garten ein Platz von etwa 500 m² zur Verfügung.

Dem am 26. August 1938 eingesetzten Technischen Arbeitsdienst Luzern lag die Aufgabe ob, sämtliche Sondierschnitte im Plane einzuzichnen, den Megalithturm genau auszumessen und zwei Fronten desselben in steingerechter Zeichnung aufzunehmen, außerdem sollte das vermutlich noch ins Mittelalter zurückdatierende Mauerwerk auf dem Plane eingezeichnet und Planzeichnungen der Schmiede erstellt werden. Von jedem Sondierschnitt wurde auch eine photographische Aufnahme gemacht.

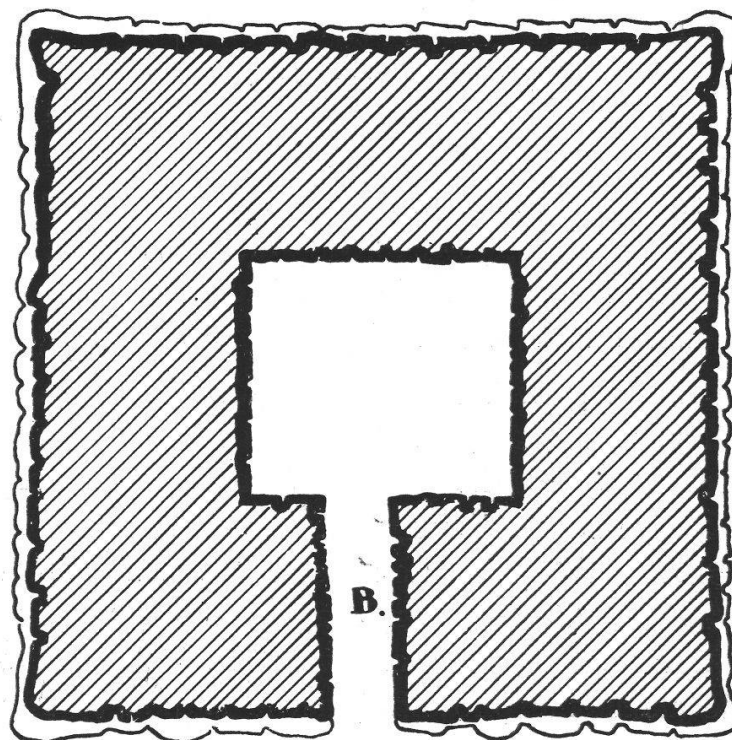
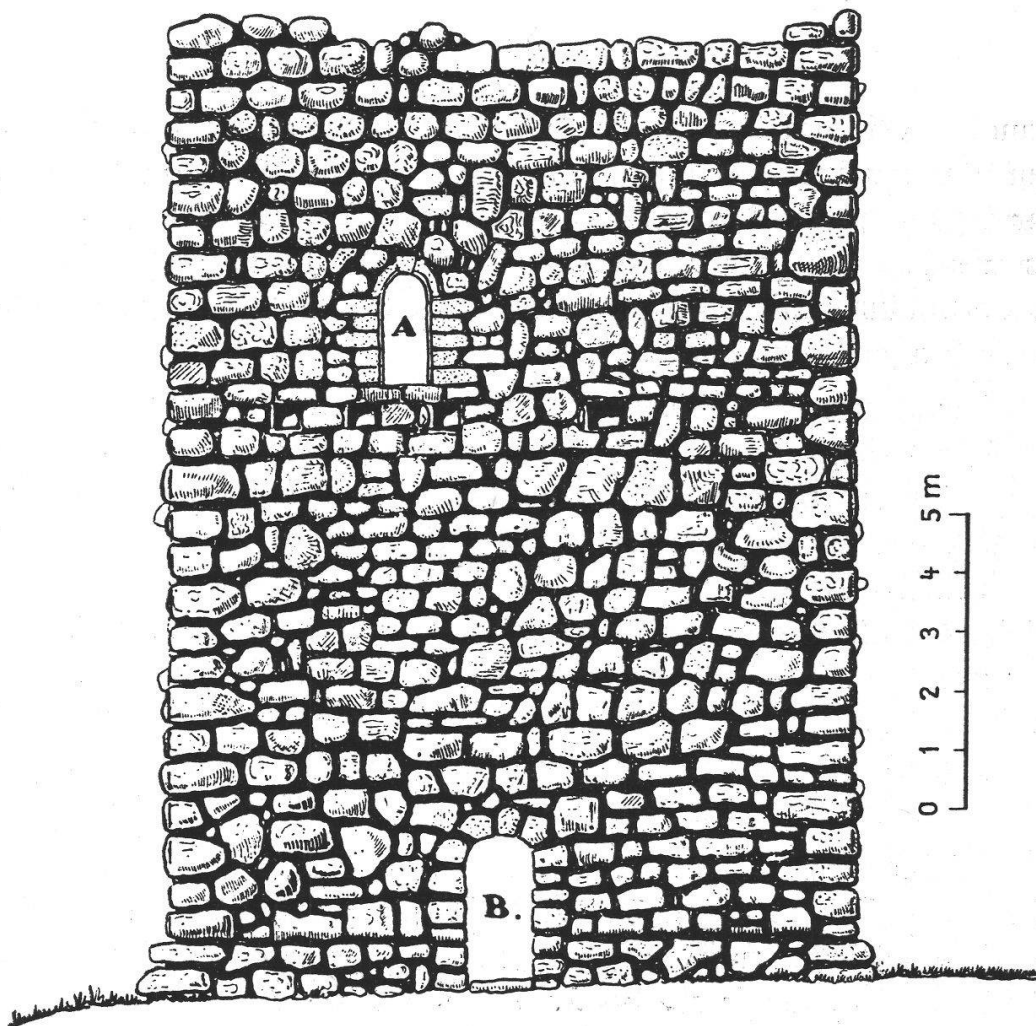


Abb. 2 Grundriß und Westseite des Turmes.
Westfassade und Grundriß des Megalithturmes von Richensee.

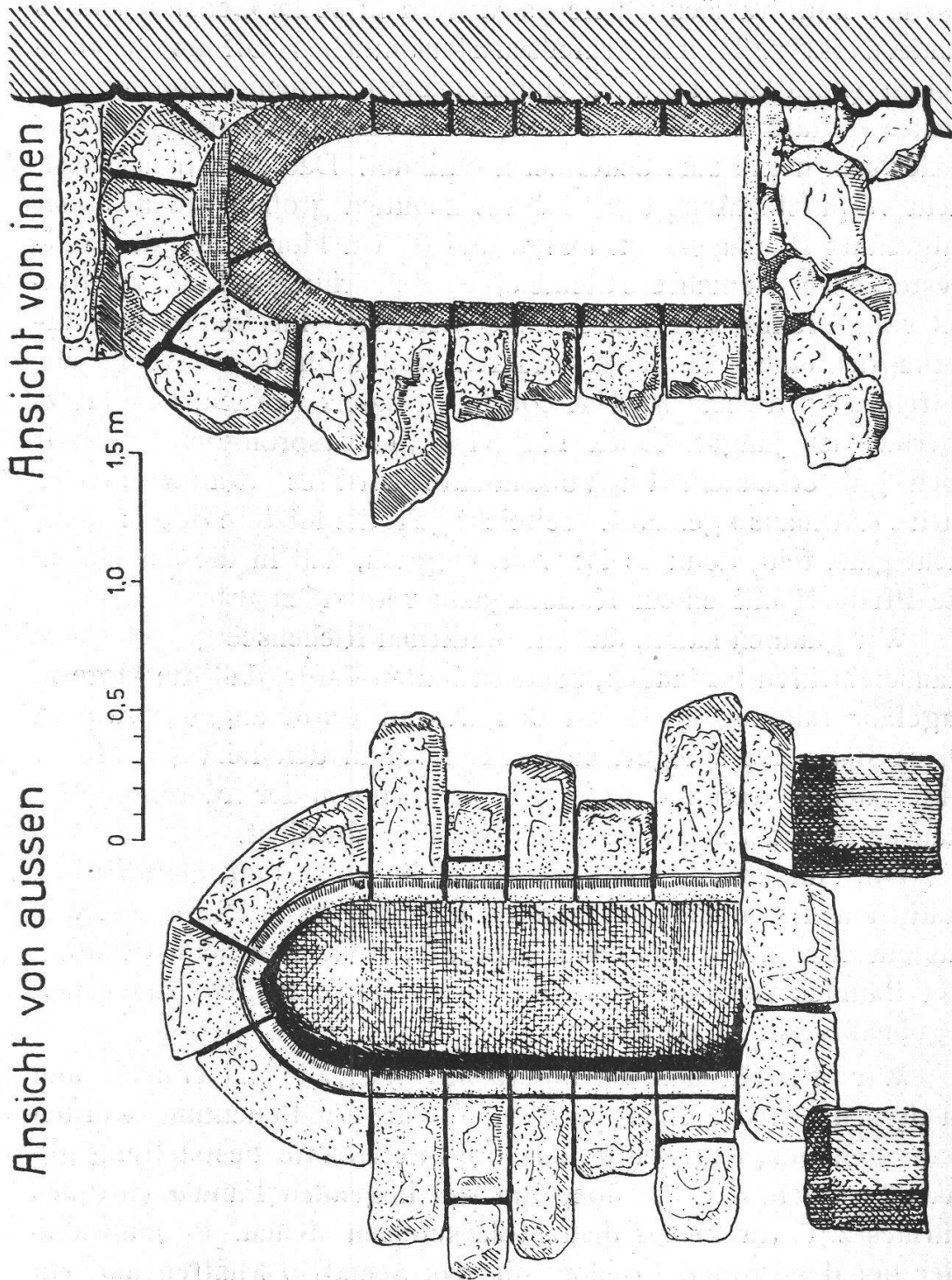


Abb. 3. Pforte (A) in 10 m Höhe des Turmes.

Es ist kaum anzunehmen, daß nach dem Brande von 1386 die Mauerruinen der Wohngebäude bis auf den Grund abgetragen worden sind. Tatsächlich ließ sich noch in sechs Gebäuden altes Mauerwerk, z. T. mit schießschartenähnlichen Öffnungen feststellen (im Plane schwarz eingezeichnet). Jedem Besucher von Richensee fällt ein Gebäude auf, die bereits genannte Schmiede, in der sich heute eine Schlosserei befindet. Das glücklicherweise nicht verputzte Mauerwerk ist aus ziemlich großen Steinblöcken aufgeführt (bis zu 45 cm Länge und 35 cm Höhe). An der Südwestecke weisen mehrere Steine eine rote Färbung auf, die zweifellos vom Brande des Jahres 1386 herrührt. Im Innern war ursprünglich eine Ecke als gesonderter Raum durch eine Mauer abgetrennt. An diesem Bau ist allerlei geändert worden. Der Holzbau ist jünger. Doch läßt sich die ursprüngliche Gestalt noch gut erkennen. Im Volksmunde wird es «Rathaus» oder auch «Kornhaus» genannt. Vielleicht geht die letztere Bezeichnung nicht ganz fehl, denn es ist wohl möglich, daß in diesem Hause die Pfisterei mit einem Kornmagazin verbunden war.

Wir glauben kaum, daß im Städtchen Richensee geschlossene Häuserfluchten bestanden, sondern halten dafür, daß die Höfe in ungefähr radialer Form um den Megaliththurm angelegt waren. Diese Bauweise spiegelt sich z. T. noch in den heutigen Höfen wider, deren Gruppierung ganz wesentlich von der Anordnung der Häuser in anderen Dörfern des Seetales abweicht.

Die Fundamente von etwa 15 Gebäuden des mittelalterlichen Städtchens ruhen noch heute unter den Gärten von Richensee. Wie uns ein alter Mann des Ortes mitteilte, stößt man beim Pflanzen von Bäumen in einer Tiefe von etwa einem halben Meter fast regelmäßig auf Mauerwerk.

Wir öffneten auch im Innern des Megalithturmes und an dessen Ostecke einen Graben. Funde von Bedeutung wurden keine gehoben, dagegen konnte die interessante Feststellung gemacht werden, daß die über 1 m tief liegenden Fundamente des Turmes z. T. direkt auf dem Molassefelsen stehen. Es muß also hier bei der großen Erosion, die das Seetal geschaffen hat, ein kleiner Molassebuckel stehen geblieben sein, der für diesen Riesenbau eine solide Unterlage bildete. — Um den Toreingang in

10 m Höhe näher untersuchen zu können, wurde uns eine Feuerwehreiter zur Verfügung gestellt. Der Turm von Richensee, zweifellos eines der imposantesten und ältesten profanen Bauwerke des Kt. Luzern, erhebt sich noch heute durchschnittlich 15,80 m über den Erdboden und bildet in seinem Grundriß ein regelmäßiges Quadrat von 11,40 m Seitenlänge²⁸. Der durchschnittlich 15–20 cm vorspringende Fundamentabsatz befindet sich je nach dem Gelände in einer Höhe von 10 cm bis 1,10 m. Die Mauerdicke des unteren Geschosses beträgt 3,70 bis 3,77 m, im Wohnraum noch 2,90 bis 3,60 m. Die Ecksteine, die einen schön lotrechten rohen Kantenbeschlag aufweisen, bestehen aus gewaltigen Findlingen, meist Granit, von denen der größte eine Länge von 1,40 m, eine Breite von 80 cm und eine Höhe von 50 cm aufweist. Für die Außenverblendung wurden ebenfalls mächtige Blöcke verwendet (durchschnittlich 60:40 cm). Etwas kleiner sind die Steine der Innenverblendung (durchschnittlich 40:25 cm). Der Mauerkern besteht aus kleineren Steinen und Mörtelguß. An der Ost- und Westfront befinden sich in ca. 7 m Höhe zwei schießschartenähnliche Luftlöcher. Dasjenige in der Westfront ist in unbekannter Zeit zugemauert worden und deshalb nur noch im Turminnern zu sehen. Unter diesen Schießscharten läßt sich weder ein Absatz noch eine Spur von Balkenlöchern erkennen. Der ursprüngliche Eingang befindet sich in der Westfront, in einer Höhe von 10 m. Er besteht aus einem mit schön behauenen Steinen verkleideten 87 cm breiten und 2,16 m hohen Gang mit Tonnengewölbe, auf der Außenseite in frühgotischer Zeit durch ein Sandsteingewände mit wenig ausgesprochenem Spitzbogen und romantischem Rundstab verkleidet, an dem heute noch die Brandspuren sichtbar sind. In den vier quadratischen, etwa 3 m tiefen Öffnungen in der Steinlage unterhalb des Einganges ruhten ursprünglich die Balken, die den Podest vor dem Turmeingang trugen, auf den man nur mittelst einer Strickleiter gelangen konnte. Die Türe konnte durch einen Vorlegebalken verrammelt werden. Die kleine

²⁸ Der Turm des Schlößli in Aarau bildet ebenfalls ein regelmäßiges Quadrat von 11,25 m Seitenlänge, bei einer Mauerdicke von 3,50–3,65 m. Auch die Maße der größten Steinblöcke entsprechen genau denjenigen von Richensee.

Nische in der Nordwand des Einganges diene wahrscheinlich zur Aufnahme des Eisenschlosses der geöffneten Türe. — Die Balken des Bodens ruhten auf einem Mauerabsatz in 9,27 m Höhe über dem heutigen Niveau des Bodens im Turminnern. Somit besaß der Balken und Bretterboden des Wohnraumes eine Dicke von etwa 70 cm. Licht und Luft spendeten diesem Gemach zwei Schießscharten auf der Ost- und Nordseite. Sehr wahrscheinlich besaß der Turm ein hölzernes Obergeschoß. — Die einzigartige Turmruine, die lange Zeit einer Schmiede als Rauchabzug diene, ist vor etwa 20 Jahren von störenden Anbauten befreit und durch den Kanton Luzern restauriert worden. (S. Abb. 2 und 3.)

Späteren Forschungen bleibt noch die Klärung einer Reihe von Fragen vorbehalten. Vor allem wäre es wichtig, den Bauuntergrund des Städtchens zu untersuchen, soweit dies noch möglich ist. Unsere, z. T. noch im Sommer 1942 durchgeführten Untersuchungen haben ergeben, daß etwa in der Mitte des Grundstückes 380 sich folgende Stratigraphie ergab: 80—90 cm Humus, ca. 100 cm Kies (Moräne), darunter blauer Lehm (Gletscherton). An zahlreichen anderen Stellen, besonders im Westen, findet sich unter dem Humus Seekreide aus der Zeit der größten Ausdehnung des Baldeggersees. So mußte beim Bau der Scheune in Grundstück 352 das Mauerwerk auf einem Pfahlrost errichtet werden. Der Boden, bei dem man dies nicht für notwendig hielt, sackte nachträglich etwa 20 cm ein! Es wäre also interessant festzustellen, auf welchem Untergrund die mittelalterlichen Bauten errichtet wurden. Vielleicht ließen sich bei einer größeren Grabung noch da und dort weitere Grundrisse mittelalterlicher Bauten herausbringen. Mit den 1938 ausgeführten Sondierungen hatten wir die damals uns vorgesteckten Ziele im wesentlichen erreicht, doch hoffen wir, zur Klärung einer Reihe anderer Fragen in einer günstigeren Zeit den Spaten in Richensee wieder ansetzen zu können.

Die Bearbeitung des leider ziemlich spärlichen Fundmaterials übernahm Herr K. Heid (Dietikon). Aus der Zeit vor der Zerstörung des Städtchens stammen einige Keramikstücke, Fragmente von Ofenkacheln und Hohlziegeln.

NB. Die in obigen Aufzeichnungen erwähnten Zahlen (Sondergräben, Grundstücke) beziehen sich auf den Originalplan, der für diese Publikation umgezeichnet wurde.